

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Band: 88 (1992)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

TEKLA DÖMÖTÖR: Ungarische Volksbräuche. Aus dem Ung. übers. von Babkó Reményi, deutsche Bearbeitung von Irene Kolbe. 3. Aufl. Budapest: Corvina 1989. 76 S., ill. Karte, 16 Farb- und 33 Schwarzweissfotos num. (Ungarische Volkskunst).

«Volksbräuche sind eine spontane Form der kulturellen Überlieferung, der Rahmen, in dem sich Alltag und Feiertag des Volkes abspielen, ein gemeinsames Verhalten und eine gemeinsame Handlungsweise, der sich die Mitglieder der Gemeinschaft freiwillig unterwerfen, weil sie den lebendigen kulturellen Traditionen entspricht.» Die Volksbräuche behielten in den Bereichen der bäuerlichen Existenzform ihre Gültigkeit, die entweder für die Gemeinschaft so wichtig waren, dass man nicht auf sie verzichten konnte, oder denen weder Staat noch Kirche besondere Aufmerksamkeit schenkten. 1862 erfolgte ein erster Aufruf zur Sammlung und Erforschung der ungarischen Volksbräuche, 1867 erschien die erste Monographie von Sándor Részó Ensel. Seither sind zahlreiche Studien erschienen (die Bibliographie erfasst Neuerscheinungen bis 1987), aber in der Gegenwart machen die Volksbräuche einen umfassenden Wandel durch. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft 1848 setzte dieser Prozess der Umwandlung ein, und die Neugestaltung der ungarischen Gesellschaft nach 1945, die Technisierung der Landwirtschaft und die allgemeine Verbreitung des Bildungs- und Gesundheitswesens liessen Mythos und Magie zur Dichtung werden. Ähnliche, dem menschlichen Lebenslauf oder dem Kalenderjahr angepasste Bräuche finden sich in grosser Zahl auch bei den benachbarten Völkern, typisch ungarisch sind aber die künstlerischen Formen, die den Bräuchen eigen sind.

Die Verfasserin gibt eine umfassende Übersicht über die Volksbräuche der ungarisch sprechenden Bevölkerung und zieht deshalb auch die ausserhalb der heutigen Landesgrenzen lebenden Bevölkerungsteile mit ein. Die Bräuche lassen sich in drei grosse Gruppen zusammenfassen: 1. Kalenderfeste, 2. Bräuche, die mit wichtigen Ereignissen des Lebens verbunden sind, 3. Rechts- und Berufsbräuche. Das Alter der einzelnen Bräuche ist ganz verschieden. Sonnenwendriten, Toten- und Fastnachtsmasken und die bis heute nicht restlos aufgeklärten Ansinglieder der *regösök* genannten Sänger, die zwischen Weihnachten und Neujahr Bekannte aufsuchen, gehen vermutlich auf die Landnahmezeit zurück. Die Kirche hat die auffälligsten heidnischen Zeremonien verboten und durch christliche ersetzt. Zur ältesten Schicht der Weihnachtsspiele gehören liturgische Spiele in lateinischer Sprache. Die Höhepunkte des menschlichen Lebens sind in ein «Lebensschauspiel» (Ferenc Hont) eingebunden; es handelt sich um eine Dramatisierung von «Riten des Übergangs». Am auffälligsten sind dabei die Zeremonien der Hochzeit. Brautwerbung und Verlobung sind noch im Wortschatz altertümlich und weisen darauf hin, dass dem verbindlichen Handschlag der Verlobung ein Austausch von Geschenken vorausging, bei dem der Werbende als *vő* (Käufer) auftrat. Vor der Hochzeit findet die Beweinung der Braut statt, die ins Haus der Schwiegereltern ziehen muss; Zoltán Kodály zeichnete 1909 in der Gemeinde Menyhe (Mechenice, Tschechoslowakei) eines der schönsten «Abschiedslieder» auf. Der Brautfuhre und der Übergabe der Braut folgen die bürgerliche und kirchliche Eheschliessung, die «Aufnahme» - Zeremonien am neuen Ort sowie die Hochzeitsfeier. Zur Landnahmezeit dauerte eine Hochzeit tagelang, aber noch im 18. Jahrhundert kam manch reicher Bauer durch den Druck des bäuerlichen Brauchtums an den Bettelstab. Versöhnt sich ein zerstrittenes Ehepaar, wird es von der Gemeinschaft durch die «Katzenmusik» heute noch nachträglich bestraft. – Der Band enthält schöne Fotos von Holzmasken tragenden Männern, *busök* genannt. Paula Hefti

CHRISTIAN et MICHÈLE LALIVE D'EPINAY-TORNAY: L'Héritage: Récits de vieillesse en pays alpin. Chêne-Bourg, Genève: Georg Editeur 1990. 258 p.

Das Buch mit stark persönlicher Note ist ein Nebenprodukt wissenschaftlicher Untersuchungen im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms Nr. 3, Probleme sozialer Integration in der Schweiz. Die Nacherzählungen von Menschen, die alle vor dem Ersten Weltkrieg geboren wurden, geben die Erfahrungen einer Generation wieder, deren Le-

ben sich in zwei Welten abgespielt hat: in einer von Autarkie geprägten einerseits, andererseits in einer den Gesetzen moderner Marktwirtschaft gehorchenden Welt. Ihre Lebensgestaltung war diktiert von unerbittlichen wirtschaftlichen Zwängen, erst spät haben sie erlebt (oder von ihren Nachkommen vorgeführt bekommen), dass Lebensgestaltung nicht nur mit Sitten und Bräuchen, sondern auch mit Wahlmöglichkeiten zu tun haben kann.

Die Nacherzählenden, eine Psychoanalytikerin und ein Soziologe, verfolgen die Spur ihrer Vorfahren und versuchen, den Weg, den diese alle gehen mussten, nachzuvollziehen. Mit viel Empathie haben sie die Gespräche zu schriftlichen Dokumenten umgearbeitet. Sie erweitern damit die Reihe der schriftlich vorliegenden Lebensberichte aus dem Wallis (z.B. jene von Marie Métrailler und Adeline). Mit der «Verschriftlichung» mündlicher Erzählungen wird wie immer bereits interpretiert. Diese nachträgliche Interpretation verstärken die Autoren noch durch Titel, mit welchen sie jede Lebensgeschichte versehen; ein unbewusstes Leitmotiv, das sich wie ein roter Faden durch das Leben der Erzählenden gezogen oder das als besonderes Ereignis diesem seine Einmaligkeit verliehen hat.

Unter den Erzählenden gibt es sehr unterschiedliche Persönlichkeiten: Frauen und Männer, Wohlhabende und Habenichtse, Glücks- und Pechvögel, Rüstige und Behinderte, Einsame und von Angehörigen wohl Umsorgte, Verbitterte und Dankbare, Gläubige und Enttäuschte. Bei aller Unterschiedlichkeit der Lebensläufe und der Einstellungen zum gelebten und noch zu lebenden Leben gibt es auch Gemeinsamkeiten unter den erzählenden Frauen und Männern: einmal das bescheidene Erstaunen darüber, dass andere sich für ein so gewöhnliches, oft mühseliges oder gar schmerzhaftes Leben interessieren können. Dann auch ein gewisser Stolz darauf, das Leben bis zum heutigen Tag geschafft zu haben, die Bereitschaft, Erfahrungen (mit-)zu teilen. Und typisch für diesen Lebensabschnitt: Fragen zum Tod. Dieser wird weniger als bevorstehendes Ereignis im eigenen Leben thematisiert denn vielmehr als das, was andern bereits widerfahren ist und einen selbst zwingt, sich mit endgültigen Verlusten nicht nur von Personen, sondern auch von Verhaltensmustern und -regeln auseinanderzusetzen und sein Leben allenfalls umzustellen.

Hier stellt sich die Frage, was dereinst bleiben wird von dieser Erbschaft (héritage), die uns mindestens auf diesen 250 Seiten überlassen wird.

Maja Fehlmann

JÓZSEF SZABADFALVI: Ungarische Schwarzkeramik. Dt. von Eva Heckenast. Budapest: Corvina 1987. 104 S., ill. Karte, 66 Schwarzweissfotos num. (Ungarische Volkskunst).

Der Autor befasst sich seit über dreissig Jahren mit Schwarzkeramik und ihrem Vorkommen auf der ganzen Welt. Es handelt sich um eine jahrtausendealte Technik, die auf die Jungsteinzeit zurückgeht und, einem unterirdischen Bach vergleichbar, die Menschheitsgeschichte begleitet; sie wird immer noch ausgeübt, auch wenn unterdessen neuere Verfahren entwickelt wurden.

Am einfachsten wird Schwarzkeramik auf offenem Feuer hergestellt, wobei der sich ablagernde Russ dem Tongeschirr die schwarze Farbe verleiht. Es können dabei nur einige wenige Stücke auf einmal gebrannt werden. Zu ihrer höchsten Stufe entwickelte sich die Technik des Schwarzbrandes im 19. Jahrhundert, als aus Ungarn Hunderttausende von Gefässen ins Ausland, vornehmlich in die Balkanländer, exportiert wurden. Herstellungszentrum war Mohács in Südtransdanubien; an der Produktion beteiligten sich auch Serben, Schokazen genannt, die vor den Türken in den Norden geflohen waren. In unmittelbarer Nähe zur Donau gelegen, profitierte der Ort vom Wassertransportweg. Es wurden Öfen gebaut, die bis zu dreihundert Stück auf einmal brennen konnten. Heute umfassen sie nur noch bis zu hundert Stück, da die Nachfrage deutlich zurückgegangen ist. Die schwarze Farbe entsteht auch hier durch Russablagerung. Hinzu kommen aber noch die Höhe der Temperatur und die chemische Zusammensetzung des Tons. Beim kontrollierten Reduktionsbrand, bei dem in der zweiten Phase des Brandes jegliche Luftzufuhr in den Ofen verhindert wird, verwandeln die im Ton enthaltenen Eisenverbindungen die Farbe des Materials, so dass auch der Scherbenkern grau wird. Die Oberfläche wird ent-

weder gleichmässig tiefschwarz (Ungarn), grau (Polen), oder sie erhält einen metallenen Schimmer (Siebenbürgen, heute Rumänien).

Man unterschied zwischen Krugmachern (*korsos*), Töpfern (*fazekas*) und Schüsselmachern (*tálas*), so wie man auch zwischen Schwarzk Keramik, Rotkeramik und glasierter Keramik unterschied. Die auf Schwarzk Keramik spezialisierten Handwerker nannte man *korsos*, obwohl sie auch Vorratstöpfe, Kochgeschirr, Gefässe zum Kerzenmachen etc. herstellten. Denn der Trinkwasserkrug ist ihr wichtigstes und bezeichnendstes Erzeugnis. Der lange Hals enthält ein Sieb, und der einzige Henkel hat ein Mundstück. Wegen der Porosität des Tons bleibt das Wasser im Bauch des Kruges stets angenehm kühl. Während in Mohács die Gefässe weitgehend unverziert blieben, entwickelte sich im Gebiet rechts der Theiss (im alten Wohngebiet der Kumanen) ein eigener Dekorationsstil. Schon sehr früh versuchten die Menschen, die Wasserdurchlässigkeit des Tons zu verringern, indem sie die Oberfläche mit einem Kieselstein «glätteten». Die einfachste Art zu glätten war, die Oberfläche des Gefässes mit dicht nebeneinander geführten Längsstrichen glattzustreichen. In Nádudvar (Komitat Hajdú-Bihar) wurde die alte Schwarzbrandtechnik nach dem Zweiten Weltkrieg, als keine Farben zur Herstellung glasierter Keramik erhältlich waren, neu belebt. Auf der «Schulter» der Krüge und auf dem «Bauch» der Vorratstöpfe entwickelte die Familie Fazekas, eine eigentliche Töpferdynastie, eine mit dem Kieselstein geglättete Ornamentik, die Pflanzen- und Tiermotive mit einfachen Strichen zum Erglänzen brachte. Das Beispiel der Familie Fazekas ist auch deshalb bedeutungsvoll, weil hier unter Einfluss von Fachleuten der Volkskunde eine alte Technik wiederbelebt und weiterentwickelt wurde.

Zeichnungen und Fotografien veranschaulichen gut die verschiedenen Gefässformen und -typen. Paula Hefti

BARBARA MICHAL: Holzwege in Plastikwelten. Holz und seine kulturelle Bewertung als Material für Bauen und Wohnen. Bamberg: WVB 1989. 212 S., Abb. (Regensburger Schriften zur Volkskunde, 6).

Um es gleich vorwegzunehmen: Barbara Michals Magisterarbeit ist, bei aller möglichen Kritik, eine sehr empfehlenswerte Lektüre, die verschiedensten Wissenschaftszweigen Grundlegendes vermitteln kann. Sie zeichnet sich allerdings durch ein ausserordentlich hohes Abstraktionsvermögen aus, das demzufolge auch beim Leser vorausgesetzt wird. Aufgearbeitet wird hier eine bunte Flut von Material, die im Anhang dokumentiert ist und «in eine Richtung gebracht und auf eine Linie der Interpretation ausgerichtet werden» soll (S. 5). Zudem mag das 30seitige Literaturverzeichnis mit 394 Nennungen erkennen lassen, wie gearbeitet wird.

Barbara Michal untersucht die kulturelle Bewertung von Materialien am Beispiel Holz, unter Berücksichtigung des wissenschaftsgeschichtlichen Ansatzes. Dieser erhält hier besondere Bedeutung, da Materialien und Objekte oft lediglich positivistisch geordnet, also phänomenologisch betrachtet, nicht aber kritisch hinterfragt werden. Zu lange waren die Gegenstandsbereiche der Volkskunde in «geistige» und «materielle Kultur» (S.11) aufgetrennt und sind es oft heute noch. Wird nun aber die Funktion eines Objektes oder Materials miteinbezogen, so wird nach der Einstellung des Menschen zu den Dingen gefragt, «die sich in einer kulturellen Bewertung ausdrückt» (S.14). Die Aussage kommt also nicht vom Objekt selbst, sondern ist hineininterpretiert, die kulturelle Bewertung erscheint als «historisches und gesellschaftliches Konstrukt im Kopf des Menschen» (S.15). Objekte oder Materialien werden somit verformbar, aus Bauernschränken werden beispielsweise kopierte «industrielle Stilmöbel» (S.109), «alte Volkskultur» wird zur «neuen Massenkultur» (S.109).

Barbara Michal geht hier noch einen Schritt weiter und untersucht Holz mit methodischen Ansätzen der Semiotik. Sie fragt also nach Bedeutung und Aussage von Holz, nach jenem Sinn auch, den etwas erhält, wenn man es betrachtet. Holz wird zum Zeichen und in der weiteren (semiotischen) Ableitung zum Mythos. Die Funktion von Holz wird mit Sinn gefüllt. Da aber eröffnet sich ein ganz neuer Aspekt. Die Autorin entlarvt den Mythos Holz als Machtmittel der Herrschenden in der Bewusstseins- und Kulturindustrie. «Über Bilder einer 'besseren' Vergangenheit (wird) die Illusion eines Auswegs» (S.146) gegeben. Der Mythos Holz wird zu einer «kleinen Flucht» (S.147).

Diese Flucht allerdings, kultur- und zivilisationskritisch betrachtet, erweist sich nach Michal als jener Teil der Kultur, der eher zur Stabilisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse denn zu einer Veränderung beitrage: «Die Flucht ins Holz erweist sich deswegen in den meisten Fällen als Holzweg» (S.149).

Mythen müssen entschlüsselt, entwirrt, aufgebrochen werden, und dies tut Barbara Michal sehr gründlich und ausführlich. Sie arbeitet mit grosser Sachlichkeit und Objektivität und mit oft kühler Distanz, was zur Folge hat, dass häufig nicht ganz klar wird, welche Position denn nun die Autorin in den beiden gegensätzlichen Welten des Holzes und des Plastiks einnimmt. Wenn beispielsweise gesagt wird, dass die Holzkultur eine «Fluchtbewegung» (S.143) sei, und es für «Widerstand ... nicht handwerklich-bäuerlicher, sondern industriell-wissenschaftlicher Phantasie (bedarf)» (S.143 und 144), wird klar, dass da eine Opposition provoziert wird. Denn: Es gibt nicht nur den Weg in eine neue Industrieromantik, der Weg hinter uns muss ebenso offen und zugänglich bleiben.

Zwei weitere Fragen haben sich mir bei der Lektüre aufgedrängt: Wie lassen sich komplexe Zusammenhänge in ihrer Komplexität darstellen, ohne der Gefahr der Indoktrinierung zu unterliegen? Und: Wie nötig ist es, die vom akademischen System geforderte Wissenschaftlichkeit in schier unendlicher Zitierarbeit zu beweisen?

Fragen, die wohl auch uns angehen, die aber nichts daran ändern, dass ich dieses Buch immer wieder zur Hand nehmen und brauchen werde. Ernst Schlumpf

SABINE KIENITZ: *Unterwegs – Frauen zwischen Not und Normen. Lebensweise und Mentalität vagierender Frauen um 1800 in Württemberg*. Tübingen: Tübinger Verein für Volkskunde 1989. 166 S., 8 Abb. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 3).

Am Beispiel der 26jährigen Gertrud Pfeiffer, die 1818 wegen Raubmordes an der 23 Jahre älteren, ebenfalls vagierenden Anna Maria Blocher öffentlich hingerichtet wurde, versucht Sabine Kienitz, die Lebensweise der jungen Frau, ihrer Familie sowie des Opfers nachzuzeichnen. Für die Erarbeitung dieser Problematik wählt die Autorin eine innovative Vorgehensweise: Sie propagiert die Loslösung von einer rein moralisch-juristisch geprägten Sicht, die meist mit der Ausgrenzung, ja Kriminalisierung der mobilen Bevölkerungsschichten einhergeht. Im Mittelpunkt sollte somit nicht nur die Frage nach den Auswirkungen des staatlichen Strafwesens, der Disziplinierungs- und Kontrollbemühungen stehen, sondern Ziel der Untersuchung ist es, die «historische Alltags- und Lebenswirklichkeit vagierender und bettelnder Frauen ... aus ihren eigenen Lebens- und Erfahrungszusammenhängen heraus zu entschlüsseln und darzustellen» (S. 17). Es geht hier um die Konstituierung einer Subkultur unter Berücksichtigung ihres eigenen Selbstverständnisses.

Sabine Kienitz gelingt es, die für die mobile Lebensweise massgebenden Momente herauszuarbeiten. Es sind dies gesetzliche Restriktionen, Betteln und Stehlen als «Ökonomie der Not» und die sozialen Beziehungen, sei es in der Familie, auf der Strasse oder zur sesshaften Bevölkerung. Dabei ergibt sich eine nicht nur materielle, sondern auch zeichenhafte Bedeutung des Bargeldes: Sein Besitz verleiht Prestige, bestimmt die Stellung einer/eines jeden im sozialen Geflecht.

Besonders erwähnenswert ist die Darstellung der sprachlichen Umsetzung der eigenen Erfahrungswelt durch die Betroffenen, so u.a. in den Metaphern «fordern und nehmen» für «betteln und stehlen» (vgl. S. 112 ff).

Trotz eines etwas «vagierenden» Stils bleibt der Argumentationsgang Sabine Kienitz' klar ersichtlich. Die Autorin ist sich der ihrer Methodik immanenten Gefahr der Einschränkung wohl bewusst, sieht darin jedoch die «Chance zur Vervollständigung bzw. auch Korrektur des allzu festgefügt und zugleich lückenhaften Bildes der Lebensweise und kollektiven Mentalität historischer Unterschichten» (S. 151). Diese Arbeit zeigt einmal mehr, dass Mikrostudien ihre Berechtigung haben und zur konkreteren Betrachtung einer Problematik beitragen. Daniela Palla

ROLF WILHELM BREDNICH: Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute. München: Verlag C.H. Beck 1990. 157 S. (Beck'sche Reihe, 403).

Mit Rolf Wilhelm Brednichts «Die Spinne in der Yucca-Palme» liegt nun auch aus der deutschsprachigen Überlieferung eine Sammlung jener mündlich und in den Massenmedien kursierenden Sagen und Schwänke vor, die in unseren zeitgenössischen Industriegesellschaften spielen und von sonderbar-garstigen oder abstrus-komischen Ereignissen handeln. Auf 120 Seiten im handlichen Oktavformat und unter 116 Titelnummern drängen sich 134 Einzelgeschichten – alle in Nordwestdeutschland (mit Niedersachsen als regionalem Sammelschwerpunkt) erhoben und alle stofflich bereits von der ISCLR (International Society for Contemporary Legend Research, Sheffield) als internationale Erzähltypen registriert.

Die triadisch organisierte Edition informiert im Vorwort über Forschungsstand (Kap. 1, S. 5-13), Klassizität der Geschichtenstoffe (Kap. 2, S. 13-19) und Zustandekommen der Sammlung (Kap. 3, S. 19-25), präsentiert im Texte-Teil die nach 11 Sachgruppen zusammengestellten Einzelgeschichten mit Kommentaren zu deren Gewährleuten, Quellen, Erzähljahre und – bei immerhin über der Hälfte der Texte (76 von 143 = 57%) – Erzählgelegenheiten und verweist in der 101 Titel umfassenden Auswahlbibliographie sowohl auf die wichtigsten Publikationen der Contemporary-Legend-Forschung als auch auf die Standardliteraturen der sog. traditionellen Volkserzählforschung. Ein detailliertes Inhaltsverzeichnis beschliesst das 157seitige Taschenbuch.

In Organisationsweise und Kommentargestaltung folgt Brednichts Anthologie moderner Volkserzählungen den Vorgaben der britischen (P. Smith 1983 und 1986), US-amerikanischen (J.H. Brunvand 1981, 1984 und 1986) und skandinavischen (B. af Klintberg 1986, dt. 1990) Contemporary-Legend-Editionen. Als erste deutsche Sammlung hebt sie sich von diesen darin ab, dass sie ausschliesslich mündlich bezeugte Geschichten präsentiert. Entsprechend hoch gesteckt sind auch die sammelmethodischen und editionspraktischen Dokumentationsziele: Authentizität der oralen Quellen, «Texterhebung» im alltäglichen Kommunikationszusammenhang, Vermeiden eines «ästhetischen Einheitsstils» beim schriftlichen Fixieren des Gehörten (vgl. Vorwort S. 20). Abgesehen davon, dass es in der direkten Kommunikation keine «Texte», sondern «nur» narrativ strukturierte Sprechkontinua, die durch Transformierung in Schrift erst zu «Texten» werden, zu erheben gibt: Anspruch und Wirklichkeit klaffen in der anzuzeigenden Anthologie erschreckend auseinander.

Die Wurzel dieser Divergenz liegt in der zugegebenen Tatsache, dass es sich bei den während eines Göttinger Seminarprojekts 1988/89 verfassten Texten um «Gedächtnisprotokolle vorausgegangener Erzählsituationen» (Vorwort S. 21) handelt. Zur Abschätzung der Zuverlässigkeit der Gedächtnisleistungen und des Protokollcharakters der Texte jedoch fehlen Angaben über die zeitlichen Distanzen zwischen Gehörtem und Nachgeschriebenem; bei zwei Fünfteln der Geschichten (54 von 134 = 40,3%) gar liegen die Erzählereignisse zwischen mindestens einem Jahr (1987) und 22 Jahren (1968) zurück. Nur drei Texte, die in den Kommentaren eindeutig als Tonbandtranskriptionen ausgewiesen werden, sind wirklich authentisch (Nrn. 27, 32, 116). Brednichts Beteuerung, alle Texte erhöhen «...jedenfalls den Anspruch, in dieser oder annähernd ähnlicher Form von den Erzählern mündlich mitgeteilt worden zu sein» (Vorwort S. 21), schafft keine quellenkritische Klarheit; im Gegenteil: Sie macht schrecken und entsetzen, denn sie sucht die anvisierten Fachrezipienten (vgl. Vorwort S. 5) auf das Prinzip von Treu und Glauben einzuschwören, auf just jenes Prinzip, das Nicht-Wissenschaftlichkeit verheisst und das der volkskundlichen Folkloristik etliche gedruckte Volkserzählensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts quellenmässig suspekt werden liess. Warum, so drängt sich u.a. die Frage auf, wurde die postulierte Authentizitätsnähe nicht wenigstens durch z.B. sicher erinnerte Redesequenzen – im Textkörper durch Kursivdruck signalisiert – einsichtig zu machen gesucht?

Lassen wir uns nichts vormachen: «Gedächtnisprotokolle» der vorgeführten Art sind keine empirisch explorierten Erzählungen. Nicht die (ursprünglichen) Erzähler kommen zu Wort und Ausdruck, sondern die erinnernd-rekonstruierenden – und keineswegs zur Diskussion stehenden – Schreiber (Projektteilnehmer). Ihre bildungssoziologische Ho-

mogenität bescherte obendrein den unerwünschten ästhetischen Einheitsstil der Texte («Schriftlore»). Das von Gillian Bennett übernommene Angebot Brednichs, auch an seinem Textmaterial von «... der sprachlichen Ausdrucksform in vielen Fällen auch auf die Haltung der Erzähler zu ihren Texten [sic!] ...» (Vorwort S. 21) rückschliessen zu können, gerinnt hier zur Farce. Den volkskundlich-analytischen Gebrauchswert der Sammlung schmälern ferner die fehlenden dynamischen Kontextangaben über Stimmungen und Abläufe der interaktiven Erzählprozesse (z.B. zur konkreten Ermittlung der Funktionen der aktuellen Erzählungen). Angesichts der Kanonisierung der ausgewählten Texte wären auch Informationen über das Grössenverhältnis der ausgeblendeten Erzählwirklichkeit geboten gewesen. Unbefriedigend bleibt schliesslich auch, weshalb Brednich, der mit seiner Sammlung die lebendige Existenz der Gattung «Sage» beweisen will (vgl. Vorwort S. 7), den entsprechenden Terminus für seine Geschichten ablehnt und sich auf die unscharfe Umschreibung «sagenhafte Geschichten von heute» zurückzieht. Wer A will, kann sich B nicht verweigern. Und: Die vage Bezeichnung verschleiern, dass es sich bei einem kräftigen Teil der aktuellen Erzählungen um moderne Volksschwänke handelt.¹ Die Totsagung von Sage und Schwank übrigens ist und war schon immer ein rein wissenschaftsgeschichtliches Mythologem!

Ein Korb voller frischer oder zumindest ziemlich frischer Früchte will Brednichs Gegenwartsanthologie sein – doch in diesem Korb liegt nur Trockenobst. Der Sammlung kann daher kein Regalplatz in der Nähe der ganzheitlich konzipierten Erzähleditionen z.B. eines Arnold Bächli (1940 ff.) oder einer Emily Gerstner-Hirzel (1979) zugewiesen werden. Adäquater scheint ein Stellplatz in der Regalgruppe der «Schriftlore»-Kompendien des 16. bis gegenwärtigen Jahrhunderts, wo auch die jüngeren Contemporary-Legend-Editionen stehen. Aber selbst da will man Brednichs Sammlung nicht so recht verortet wissen, denn es gilt zu gewahren, dass ihre Texte eine neue, d.h. noch nicht klassifizierte, Textgattung repräsentieren. Der zu findende Begriff müsste die Merkmale «(fingierte) Ereignisschilderung», «Rekonstruktion aus Erinnerung» und «konzeptionelle Schriftlichkeit» konnotieren. Ein Anfang sei mit dem Vorschlag «metabole Erinnerungsfiktionen» gemacht und mit ihm zur kollektiv-kollegialen Begriffsfindung aufgefordert.

Erika Lindig

WERNER MEZGER: Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur. Konstanz: Universitätsverlag 1991. 623 S., Abb. (Konstanzer Bibliothek, 15).

Die Fastnachtforschung der achtziger Jahre war geprägt von stark divergierenden Ansätzen und einer zuweilen aggressiv geführten Debatte um die Positionen von Dietz-Rüdiger Moser und Hans Moser: Während der erste im Karneval ein direkt von der Kirche inszeniertes heilsgeschichtliches Programm erblickte, negierte der andere jede theologische Sinndeutung. Dieser Streit mit seinen teilweise überspitzten und provokativen Thesen war offenbar nötig, um die Forschung weiterzubringen. Es ist Werner Mezger zu verdanken, dass die entscheidenden Schritte nun endlich getan wurden. In seiner Freiburger Habilitationsschrift zeigt der Autor, dass sich die bisherigen Forschungsansätze gegenseitig nicht ausschliessen und legt damit zugleich ein neues Fundament für die zukünftige Fastnachtforschung. Es gelingt ihm überzeugend, einen grossen Teil fastnächtlicher und närrischer Erscheinungen auf ihren ursprünglich theologischen Gehalt zurückzuführen – ohne dabei die Umwege, Brechungen und Pervertierungen auszublenden, aufgrund derer sie schliesslich Eingang ins Brauchtum gefunden haben.

Mezgers Erfolg beruht nicht zuletzt darauf, dass er sich auf die Entwicklungsgeschichte des Narren als Zentralfigur der Fastnacht konzentriert und dabei dem Bild als primärer Quelle vertraut. Anhand einer unerhörten Fülle von Narrendarstellungen vom 13. bis zum 18. Jahrhundert – sie machen Mezgers reich bebildertes Werk zu einer wertvollen kulturgeschichtlichen Fundgrube – erbringt er den Nachweis, dass der Narr zunächst als

¹ Vgl. Erika Lindig: Sage – Schwank – Sagenschwank –? Zur Gattungsdiskussion der Contemporary-Legend-Forschung. Lutz Röhrich zur Emeritierung gewidmet. Manuskript Freiburg i.Br. 1990.

Symbol der Gottesverleugnung in Erscheinung tritt; um die Narrenfigur herum kristallisiert sich mit der Zeit ein von theologischer Seite aufgebautes Gegenmodell zur Heilslehre. Die Standardisierung und Popularisierung des Narren und seiner Attribute fallen mit der Entwicklung des Buchdrucks und der Verbreitung von Einblattdrucken am Ende des 15. Jahrhunderts zusammen, die ihrerseits in enger Beziehung zum Medium der Predigt stehen. In der gleichen Zeit lässt sich aber auch eine zunehmende Konvergenz von Narrenidee und Fastnachtsbrauchtum nachweisen. Nürrische Bilder und Allegorien werden von Predigern offenbar zunehmend zur Verurteilung fastnächtlicher Exzesse verwendet. Das Verhältnis der Kirche zur Fastnacht unterliegt nach Mezger im 15. Jahrhundert einem «Diabolisierungsprozess»; und gerade mit ihrer stereotypen Verteufelung liefern die Geistlichen die Basis für die bis in die Gegenwart hineinreichende Standardisierung des Karnevals in ganz Europa – allerdings nicht, wie Dietz–Rüdiger Moser zu beweisen versucht, indem sie die Brauchakteure bewusst zu sündhaftem Spiel anleiten und dadurch zur freiwilligen Rückkehr zu kirchlicher Frömmigkeit bewegen. Die nürrischen Bilder, Allegorien und Sinngebungen, die die Prediger zur Verurteilung der Fastnacht brauchen, werden nach Mezger von den Laien vielmehr aus Trotz denn aus Gläubigkeit aufgenommen und mit Lust und Freude dargestellt. Was die Geistlichen wiederum in ihrer negativen Haltung bestätigt und sie zu neuen raffinierten Sinndeutungen inspiriert.

Die Ambivalenz des Nürrischen spielt also eine wichtige Rolle bei dessen Popularisierung. So ist denn auch damit zu rechnen, dass den Brauchakteuren die theologische Bedeutung der von ihnen übernommenen Motive schon im Spätmittelalter gar nicht immer klar war oder dass sie diese ganz anders deuteten. (An diesem Punkt sei ein kleiner Einwand gegen Verallgemeinerungen der folgenden Art erlaubt: «Die Darstellung Evas als Narrenmutter ist somit nur eine weitere, *den Menschen des Spätmittelalters sofort einleuchtende* Verdeutlichung des typologischen Verhältnisses zwischen Eva und der Gottesmutter Maria.» [S.329, Hervorhebung P.P.]

Hinter der von Mezger dargestellten Brauchentwicklung steht eine komplexe Wechselwirkung zwischen Katechese und Brauchträgern, aus der auch eine gewisse Eigendynamik der Brauchpraxis resultiert. Immerhin: Die weit verbreiteten nürrischen Elemente (Schweinsblase, Schiff, Brunnen, Mühle, Brot etc.) und die Figuren der Fastnacht sind keine zufälligen Phantasieprodukte; sie lassen sich tatsächlich erst vor dem Hintergrund heilsgeschichtlicher Motive erklären. Selbst heutige Veranstalter greifen bei der Wiederbelebung oder Neueinführung von Fastnachtsbräuchen – meistens ohne entsprechendes ideengeschichtliches Bewusstsein – auf das im Spätmittelalter ausgebildete, heilsgeschichtlich imprägnierte Repertoire zurück. Die Konstanz der Formen ist freilich, wie Mezger zu Recht betont, nicht einfach durch die Kontinuitätsthese zu erklären.

Obschon das theologische Gedankengut die Fastnacht als Gegenstück zur Fastenzeit weitgehend geprägt haben dürfte, bleibt bei Mezgers Interpretation doch auch ein bedeutender Spielraum für ausserkirchliche Faktoren der Brauchgestaltung: «Vor allen übereilten Sinndeutungen ist (...) festzuhalten, dass das gesamte, später hochdifferenzierte Fastnachtstreiben seinen Ausgang von einer primär ökonomisch begründeten Brauchschiicht genommen hat.» (S. 490) Aus ganz praktischen Gründen mussten zum Beispiel vor der Fastenzeit grosse Mengen verderblicher Esswaren konsumiert werden, woraus sich üppiige Fastnachtsmähler ergaben, verbunden mit Tanz, Vergnügungen und Darbietungen.

Werner Mezger zeigt in seiner umfangreichen Studie, wie D.-R. Mosers zweifellos «bahnbrechende Entdeckung» der Korrelation von Brauchübung und Katechese zu jener «komplexeren Fastnachtstheorie» ausgebaut werden kann, die Hermann Bausinger bereits 1983 gefordert hat. Durch die Überwindung der Eindimensionalität von D.R. Mosers Forschungen erweisen sich auch beispielsweise die gründlichen Quellenforschungen von Hans Moser als unentbehrliche Bausteine zu einer «komplexeren Fastnachtstheorie». Es gibt zwar weiterhin offene Fragen, zum Beispiel die soziologische Differenzierung oder die ausserkirchlichen Einflüsse der Fastnacht betreffend – ihre oftmals vorhandenen militärischen Aspekte lassen sich nun einmal nicht theologisch erklären. Aber in bezug auf die ideengeschichtlichen Hintergründe der Brauchentwicklung und den ikonographischen Zugang hat Mezger nicht nur in der Fastnachtsdebatte, sondern in der volkskundlichen Brauchforschung überhaupt neue Massstäbe gesetzt. Peter Pfrunder

HELGE GERNDT: Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1990. 199 S., Ill. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 12).

Der Band spricht in der Vorbemerkung die Studentinnen und Studenten direkt an, und dies ist Tenor der gesamten Darstellung. Sie ist nicht darauf angelegt, dass etwas schwarz auf weiss getrost nach Hause getragen werden kann, sondern dass es ständig mitgedacht und nachgedacht, ja «nachgearbeitet» werden muss. Das gilt selbst für die zunächst gegebenen ganz praktischen Hinweise und «Tips» für den volkskundlichen Studiengang, wobei konkret vom Münchner Studienaufbau ausgegangen wird. Fragen, kritische Sicht, Offenheit, Selbstreflexion und Problembewusstsein werden schon hier gefordert und gefördert, und das bestimmt die gesamte Publikation.

Als erster Hauptteil der «Handreichung» wird eine Folge «Grundkurse» vorgestellt. Sie beginnt mit einer ersten Darlegung dessen, was «Volkskunde» heute sein will, «eine Wissenschaft, die sich mit dem alltäglichen Leben breiter Bevölkerungskreise befasst» und deren Blick sich «auf deren kulturelle Äusserungen in Gegenwart und Vergangenheit» richtet (S. 25). Rückblickend wird in einem knappen wissenschaftsgeschichtlichen Abriss, der nur allgemeinste Tendenzen sichtbar machen kann, der Weg zu dieser Auffassung überdacht, werden Richtungen und Betrachtungsweisen volkskundlicher Forschung skizzenhaft vorgestellt. Entsprechend der eingangs gegebenen Wissenschaftsauffassung wird als Gemeinsames für alle volkskundlichen Betrachtungsweisen «der sachbezogene Blick auf kulturelle Äusserungen» benannt (S. 31). Das fordert Nachdenken darüber, was «kulturelle Äusserungen» sein können. Ein «erweiterter Kulturbegriff» wird als Gegenstand für die Volkskunde umschrieben, zugleich aber nicht definitiv eingegrenzt, sondern als «Verständigungsbegriff» offen gehalten, der unser «Forschungsfeld grob umreist» (S. 35). Zahlreiche praktisch-handhabbare und theoretisch zu reflektierende Hinweise bieten Ausführungen über «volkskundliche Methoden», u.a. von der Begriffsbildung über Methoden der Feldforschung und der historischen Quellenermittlung bis zur Erörterung quantitativer und qualitativer Methoden, sowie einen Überblick über spezifische Quellenbereiche, wobei immer Möglichkeiten und Grenzen gleichermaßen reflektiert und durch den Blick auf die Nachbarwissenschaften Begriffsverallgemeinerungen wie «volkskundliche Methode» für bestimmte Vorgehensweisen als vorschnelle Einengung gekennzeichnet werden.

Eine kurze «Zwischenbilanz» zieht Schlussfolgerungen aus den behandelten Sachbereichen und problematisiert sie zugleich. Der Name der Wissenschaft wird in Frage gestellt, ist nur als Etikett zu begreifen, «das die sich wandelnden Inhalte und Aufgaben niemals genau zum Ausdruck bringen kann» (S. 74). Auf diese Wandlung mit neuen Akzentuierungen und Erweiterungen für heutige Problemstellungen und Zielsetzungen aber komme es gerade an, um sich dem übergreifenden Erkenntnisziel der Volkskunde, der Sicht des Menschen als kulturbedingtes und kulturschaffendes Lebewesen, nähern zu können, wobei die geforderte Einbindung in einen historisch-sozialen Bezugsrahmen wesentlich erscheint. Das alles führt zu Offenheit und Problembewusstsein, wodurch als Antwort auf die eingangs gestellte Frage: Was ist Volkskunde? nun als Ergebnis problemorientierter Überlegungen die Relativierung erfolgt, dass diese «heute überwiegend als eine empirisch arbeitende, sowohl historisch als auch soziologisch orientierte Kulturwissenschaft» (S. 79) nicht als abgeschlossenes, exakt abzugrenzendes System, schon gar nicht als «Kanon-Reihung» anzusehen und zu betreiben ist, sondern als eine auf «Probleme des Alltagslebens breiter Bevölkerungsschichten» (ebd.) zielende Forschungsrichtung, die ihre Flexibilität und Leistungsfähigkeit stets erneut anhand konkreter Aufgaben unter Beweis stellen muss (S. 80).

In acht Themenkreisen als zweitem Hauptabschnitt der Darstellung wird diese Sicht als Leitlinie für wissenschaftliche Arbeitsweisen in ausgewählten, konkreten Forschungsfeldern zu vermitteln versucht. Überblickt man diese Themenkreise, so widmen sie sich sowohl «Kanon»-Gebieten wie Brauch und Fest, mündlichem Erzählen, Sachkultur, als auch neuen kulturellen Bereichen wie Stadt – wobei die Grossstadt das Hauptthema der Erörterung bildet –, Tschernobyl als kultureller Tatsache, und theoretisch-methodischen und gegenwärtig übergreifenden Fragestellungen: funktionalistische Ansätze,

Gegenwartsvolkskunde, Kulturforschung heute, für die «Überlegungen zur Alltagskultur, die an gegenwärtige Probleme anknüpfen» (S. 144), im Mittelpunkt stehen. Schon das zeigt die Zielstellung dieser Themenbehandlung: Problemfelder sichtbar zu machen für das Aufspüren solcher Felder, Wachheit zu erzeugen, Fragen zu fordern und zu fördern, die sich nie mit vorgegebenen, bislang vermittelten Erklärungen und Erkenntnissen zufrieden geben. Stets wird vom modernsten Stand der Wissenschaftsauffassung ausgegangen und auf ihn hingeführt. Auch da, wo der traditionelle volkskundliche Kanon die Linie der Gedankenführung prägt, wie z.B. bei der Behandlung funktionalistischer Ansätze in der Volkskunde oder auch der Grossstadtforschung, wird diese Sicht stets auf übergreifende Bezugsrahmen und Problemorientierungen hingeführt, klassisches Erzählgut im mündlichen Erzählen z.B. durch alltägliches Erzählen, Autobiographien usw. und entsprechend andere Formen und Methoden in seiner Relativität gekennzeichnet. Vielfach erläutert ein bestimmtes Forschungsbeispiel die gegebenen Problemansätze und Fragestellungen der konkreten Aufgabengebiete. Die Vielseitigkeit der angesprochenen Themenbereiche und der ihnen zugeordneten Felder kann in ihren wissenschaftsgeschichtlichen Perspektiven, theoretisch-methodologischen und sachbezogenen Bedingtheiten, Problemstellungen und Zielsetzungen überwiegend nur kurz angesprochen werden. Für die Studierenden wird sich die sehr gedrängte Sicht auf die beschriebenen Forschungsaufgaben und -methoden und die Forderung zum Weiterdenken der angesprochenen Themen und aufgeworfenen Fragen erst durch das Studium der angebotenen Literatur erschliessen. Diese Literaturangaben zu den einzelnen Abschnitten sowohl wie die beigegebene Bibliographie erscheinen daher als besonders nützlicher Bestandteil dieser Darstellung, der die Erreichung ihres Ziels, zu selbständigem Nachdenken über vorhandene und anzustrebende Problemlösungen und Theoriebildungen und zum Überdenken der eigenen Ansätze und Ziele zu führen, erst ermöglichen wird.

Fragen und fragen lehren benennen am Anfang des Buches Zitate von Harry Pross (S. 5) und Rabelais (S. 8) als Aufgabe der Wissenschaft; die «Fraglichkeit» offen zu halten ist die Aufforderung, mit der die Darstellung schliesst (S. 160). Sie prägt die Ausführungen in allen Teilen, und das erscheint mir als besonders bedeutsam und hervorhebenswert an einer Handreichung für Studierende, die gerade dadurch das sein kann, was sie anstrebt, nämlich Arbeitshilfen zu Eigenständigkeit und Selbstreflexion im Umgang mit dem Fach «Volkskunde» zu bieten.

Hermann Strobach

NATIONALSOZIALISMUS IM LANDKREIS TÜBINGEN. Eine Heimatkunde. Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft, Projektgruppe «Heimatkunde des Nationalsozialismus», Leitung: Utz Jeggle. 2. Aufl. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1989. 404 S., Abb.

Ein wichtiges Buch. Es dokumentiert, wie ForscherInnen und ZeitzeugInnen mit dem Nationalsozialismus Ende der achtziger Jahre umgehen. Ein Prozess, vergessenen-verdrängten und verfälschten Vergangenheit aufzuarbeiten und zu analysieren, wird auf verschiedenen Ebenen eindrücklich sichtbar gemacht. Nicht die Ereignisse, die Erlebnisse der Überlebenden stehen im Mittelpunkt: «Wir beschäftigen uns mit der Erinnerung an die Opfer des KZ-Aussenlagers Hailfingen/Tailfingen, mit der Erinnerung an die jüdische Gemeinde und ihre Synagoge in Baisingen, mit der Erinnerung an den Generalstreik der Mössinger Arbeiter gegen die 'Machtergreifung' im Januar 1933. Wir fragen nach der Angst vor den Kommunisten, nach den speziellen Geschichtsbildern in den beiden Städten Tübingen und Rottenburg. Wir fragen nach dem Umgang mit dem Kriegstod und den Formen des Gedenkens an die Opfer von Krieg und Nationalsozialismus, nach der Erinnerung an die Juden und der an die bis heute ungeliebte Minderheit der Sinti und Roma, nach den unterschiedlichen Verarbeitungsformen von Männern und Frauen, nach der Verantwortung der Wissenschaft (auch der Geschichte unseres eigenen Hauses), und wir beschäftigen uns mit der Sprache, in der heute über den Nationalsozialismus geredet wird.»

Ebenso ist festgehalten, wie die Öffentlichkeit und die Politiker auf das Projekt reagiert haben. Dass die Steine des Nationalsozialismus aufgehoben und betrachtet werden, er-

regt immer noch Anstoss. Entsprechend dominieren kooperative Gemeinden, deren Archive neben lokalen und regionalen Zeitungen zur Hauptsache das Quellenmaterial liefern. Hinzu kommen über hundert Interviews in der Art subjektiver Erlebnisberichte, welche die mehr als zwei Dutzend Mitglieder der Projektgruppe gesammelt haben. Das Resultat offensichtlich kollegialer Teamarbeit hat sich gelohnt. In der Chronologie wird rückwärts gestiegen, von 1945 zu 1933, was die Verstellung durch die übergross erscheinenden Schrecken der deutschen Niederlage unterläuft. Denn auch in Tübingen, das in der französischen Besatzungszone lag, fand keine Zäsur zum Nationalsozialismus statt. Die Bevölkerung war an einer Entnazifizierung nicht interessiert. Die Interpretation der Revisionsverfahren und der Entlastungszeugnisse ergibt: «Jeder leugnete ab, jemals Sympathie für den Nationalsozialismus gehabt zu haben, brachte einen politisch verfolgten Freund vor, dem er geholfen habe, und nannte Beispiele, wie er das System an seinem bescheidenen Platz geschädigt habe.»

Das dritte Kapitel «Ende und Anfang» beginnt mit dem Mitläufertum, registriert die gemischten Gefühle der Bevölkerung über «Befreiung» und «Besatzung», setzt sich etwas wenig kritisch mit den Frauen als Kriegsbeute auseinander, demontiert die Ahnungslosigkeit über die Vorkommnisse im KZ-Aussenkommando Hailfingen und erinnert an Gelöbniskapellen als Dank für den himmlischen Schutz vor den alliierten Bombern. Dann wird ins Jahr 1933 zurückgesprungen, als die nazistische Diktatur anfing und die Arbeitslosigkeit allmählich zurückging. Ist hier wie auch in anderen Unterkapiteln das Material für eine schlüssige Beweisführung zu knapp, so schmälert dies den Gesamteindruck nicht. Im Gegenteil, die thesenhaften Folgerungen sind Anregungen, was es noch zu erforschen gäbe.

«Kult», «Indienstnahme und Disziplinierung», «Jugend», «Bedrohung und Terror», «Widerstände», «Der Wahn der Herrenrasse», «Krieg» lauten die Überschriften der weiteren Hauptkapitel. Sukzessive erschliesst sich den LeserInnen ein Netz von Querverbindungen, Zusammenhängen und Einsichten. Deutlich wird, wie die Nazis in einer Region die traditionellen kirchlichen und weltlichen Feste umpolen, um die «Volksgemeinschaft» zu militarisieren. Hitlerlinden, Hitlerbrunnen, Hitlergruss, Hitler-Jugend ... Akrabisch lässt sich verfolgen, wie der Unterricht und die Jugendorganisationen in den Dienst der NS-Propaganda und NS-Schulung gestellt werden und zur Kriegsschule verkommen. In der Erinnerung überwiegen die positiven Gemeinschaftserlebnisse, Abenteuer und Sport. Kinder und Erwachsene denunzierten kräftig. Symptomatisch, dass sich nur die Verfolgten an Bedrohung und Terror erinnern. In Tübingen führte die Nische Religiosität weniger zur Opposition als zum Rückzug im Kreise Gleichgesinnter. Schwer greifbar ist der «andere Alltag» der Resignierten, der Verweigerer und der Widerständischen. Die Behörden rechneten nicht mit einer Rückkehr der deportierten jüdischen Mitmenschen, umgehend betrieben sie die Verwertung von deren Vermögen, und es will ihnen noch 1951 nicht in den Kopf, dass Überlebende zurückkommen und ihre Sachen zurückfordern.

Die Rolle der Frau im Nationalsozialismus wird im letzten Kapitel «Krieg» nochmals thematisiert: die «SS-Bräuteschule», welche als erste des Dritten Reichs im Mai 1938 in Tübingen eröffnet wurde; Soldatenwitwen, verbotene Beziehungen mit Kriegsgefangenen, der Kampf der Hausfrau mit der Rationierung. Trümmerfrauen? Gab es keine in Tübingen? Am – bitteren – Ende steht der «Heldentod» und erinnert an den Anfang der Lektüre, an die Kontroversen um den offiziellen «Volkstrauertag» auf dem Tübinger Bergfriedhof, wie und welcher Toten heute gedacht werden soll.

Beeindruckend ist die Fülle des Bildmaterials, dessen Verwendung zur Illustration der Texte manchmal nicht ganz nachzuvollziehen ist. Die ForscherInnen geben Kunde über Geschehen und Erleben in ihrer Heimat während des Nationalsozialismus. Sie haben eine Auseinandersetzung begonnen, die offen bleiben soll. Sie wollen keine Schuld zuweisen, sondern Verständnis aufbringen und verstehen ohne zu billigen. Das tun sie in aller Sachlichkeit und Sorgfalt. Nur hätte ich mir nach der Lektüre der gewichtigen Kapitel gewünscht, dass die Strukturen des Nationalsozialismus und seine Bedeutung für den Landkreis Tübingen zusammenfassend herausgearbeitet worden wären. May B. Broda

LUTZ RÖHRICH und SABINE WIENKER-PIEPHO (Hg.): *Storytelling in Contemporary Society*. Tübingen: Günter Narr Verlag 1990. 224 S. (ScriptOralia 22).

Der vorliegende Band vereint zwanzig, z.T. überarbeitete Vorträge, die 1989 am internationalen Kongress der Erzählforscher (ISFNR) in Budapest gehalten wurden. Der Kongress war relativ gross, und das Thema, zugleich Titel dieses Bandes, breit angelegt. Die methodologische und theoretische Vielfalt der Beiträge darf diesen Umständen zugeschrieben werden. Vereint sind hier die Arbeiten der Mitglieder der ISFNR Theorie-Kommission, welche jeweils in morgendlichen Plenarveranstaltungen vorgetragen wurden. Weitere Budapester Beiträge erschienen bereits in *Fabula* 31 (1990).

Lutz Röhrich schliesst seine einführenden Bemerkungen mit Fragen zum ganzen Unternehmen internationaler Zusammenarbeit. «Wie erfolgreich kann die Theorie-Kommission einer internationalen wissenschaftlichen Vereinigung arbeiten», fragt er, «wenn man sich nur einmal alle fünf Jahre trifft, und selbst dann nicht alle anwesend sein können?» Er fragt sich weiter, ob die Volkskundler der Welt immer noch eine geeinte Familie seien oder ob ein Punkt erreicht sei, wo man aneinander vorbeiredet. Die ISFNR ist seit ihrer Gründung um 1960 ungemein gewachsen, und der einst familiäre Kreis internationaler Kollegen hauptsächlich aus Europa und Amerika umfasst jetzt Wissenschaftler aus aller Welt, deren Anliegen und Ansprüche neu gelagert sind. Im vorliegenden Band wurde zumindest das sprachliche Problem gelöst, indem alle Beiträge ins Englische übertragen wurden. Man mag dies als sprachlichen Imperialismus betiteln, doch ist damit ein Schritt zu einer gemeinsamen Fachsprache gemacht. Vielleicht ist man sich zu wenig bewusst, dass damit die nationalen Forschungstraditionen, die z.T. radikal unterschiedliche Schwerpunkte setzen, noch nicht «übersetzt» sind. Röhrichs Fragen bleiben zwar in diesem Band ohne konkrete Antwort, doch lassen sich aus einigen Beiträgen dennoch Tendenzen für die Zukunft ablesen.

Die Qualität der Einzelbeiträge ist sehr unterschiedlich; einige Autoren beschränken sich mehr oder weniger auf ein Vortragsmanuskript, während andere überarbeitetes, mit Fussnoten versehenes Material vorlegen. Die Sammlung beginnt mit einer Übersicht gegenwärtiger Forschungsansätze und -probleme von *Reimund Kvideland*, dem neuen Präsidenten der ISFNR, der nach einem einigenden Zweck oder Ziel für die Erzählforschung sucht. Als besonders wichtig betrachtet er Studien von Erzählung und Weltanschauung, mit Schwerpunkten auf gesellschaftlichen und individuellen Funktionen des Erzählens. *Vilmos Voigt*, in einem ebenfalls auf allgemeiner Ebene gehaltenen Beitrag betitelt «Modernes Erzählen – stricto sensu», kritisiert den unreflektierten Gebrauch des Adjektivs «modern» bei diversen, v.a. amerikanischen Forschern. Je nach Blickwinkel ist alles Erzählen zeitgenössisch, und Voigt sucht nach konkreteren Anhaltspunkten, die Erzählungen als der Moderne entstammend charakterisieren. Der letzte Artikel in diesem ersten, allgemein theoretischen Fragen gewidmeten Teil ist *Donald Wards* «Idio-Erzählen und Sozialer Wandel». Nach einer ziemlich kritischen Übersicht über die amerikanische Folkloristik behandelt Ward eine Form des Erzählens, die bisher noch kaum Beachtung fand: das innerliche Erzählen, das der/die Erzähler/in sich selbst vorträgt. Erzählen wird hier als Grundbedürfnis des Menschen anerkannt, als Mittel, um oft schwierige Situationen zu überwinden (Ward bringt als Beispiel obdachlose Frauen). Das Idio-Erzählen kann Vorstufe zum Erzählen im grösseren Kreis sein, aber es kann auch einzig der Selbstfindung der betroffenen Person dienen. Die soziale Bedeutung solchen Erzählens und die Rolle des Forschers, unterprivilegierten Gruppen Beistand zu leisten in der öffentlichen Verbalisierung ihrer Nöte, werden besonders hervorgehoben.

Der Rest des Bandes ist in fünf weitere Teile gruppiert, und die Untertitel widerspiegeln die etwas unklaren Prioritäten zwischen Gattung, Gruppe, Thematik und Theorie. Unter dem Titel «Moderne Sagen» finden wir *Dorota Simonides'* Übersicht der Urban-sagen aus Polen, sowie *Leander Petzolds* Betrachtungen zu einer Version des «Phantom Anhalters». Petzold findet das Feld der modernen Sagen einerseits faszinierend, weil es der Forschung erlaubt, den Entstehungs- und Verbreitungsverlauf der Sagen «ab ovo» zu begutachten. Andererseits bedauert er die zunehmende Flut von Sammlungen, die den Leser einladen, weitere Sagen einzuschicken. Diese Sammler, meint Petzold, «kastrieren die populäre Erzähltradition», da sie dem Leser und potentiellen Erzähler reflektierende, ratio-

nelle Elemente vorgeben (S. 58). Es müsste hier jedoch bemerkt werden, dass selbst fachwissenschaftliche Publikationen einem breiteren Publikum nicht vorenthalten werden dürfen, und die Vorstellung, dass sich Forschung und Übermittlung von Tradition trennen lassen, ist schlichtweg unrealistisch, weder im heutigen «nachmodernen» Zeitalter noch zur Zeit der Grimms, selbst wenn wir über bessere Forschungsmittel als die Grimms verfügen, wie Petzold meint.

Im Teil «Neue Gattungen» finden wir einen Beitrag von *Bengt afKlintberg*, der ebenfalls die Frage des «Modernen» in den modernen Sagen referiert. Af Klintbergs souveräne Übersicht der Gattungsdiskussion liest sich am besten im Zusammenhang mit Voigts Überlegungen. Im selben Abschnitt finden sich auch *Bengt Holbeks* Betrachtungen zur Familienanekdote. Man kann diese Form zwar nicht als neu entdeckte Gattung bezeichnen, besteht doch schon eine ansehnliche Literatur hierzu im Bereich «family folklore». Doch Holbek schafft neue Bezüge, die über die Genre-Kategorisierung hinausgehen. Aus der eigenen Erinnerung entwickelt er das Beziehungs- und Erinnerungsnetz, das seine Familie im Anekdotenbereich aufbaute und das sein Wahrnehmungsfeld und seine Weltanschauung massgebend beeinflussten; diese empirischen Beobachtungen setzt er dann in Bezug einerseits zu Orluks epischen Gesetzen des Erzählens, andererseits zu den Tendenzen alltäglichen Erzählens, und versucht im folgenden zu zeigen, durch welche Mechanismen sich das familiäre Material in traditionelles Material verwandeln kann.

Vier Beiträge befassen sich mit dem Witz. *Lutz Röhrich* zeigt Möglichkeiten zukünftiger Witzforschung. *Pack Carnes* beschäftigt sich mit dem Einfluss des Witzes auf konversationelle Dynamik. *Ulf Palmefeld* sucht nach Stereotypen im erotischen Witz, und *Jawaharlal Handoo*, in einem der wenigen nicht-westlichen Beiträge, stellt einen indischen Witzzyklus vor. Drei Artikel untersuchen «religiöse Motivationen» des Erzählens. *Kvideland* untersucht Memorare in einer norwegischen christlichen Bewegung. *Linda Degh* postuliert, dass die Wunderberichte einer Pentecostalischen Gruppe ebenfalls der Sägengattung zugeschrieben werden können. Mitherausgeberin *Sabine Wienker-Piepho* behandelt die moderne Fortsetzung älterer Formen des Fürbittens in Büchern, die in Autobahnkapellen aufliegen.

Der letzte Abschnitt umfasst sechs Beiträge, die sich ethnischen und nationalen Erzählphänomenen widmen. Durch ihre Diskussion von Erzählungen über persönliche Erfahrungen von Hass und Gewalt gegen indische Minoritäten in England bringt *Venetia Newall* ähnlich *Donald Ward* die Frage sozialer Verantwortung von Volkskundlern auf. *Veronika Görög-Karady* sucht nach Ansätzen, die schnell wachsende Welt des professionellen Erzählers in Frankreich zu studieren. *Toshio Ozawas* Beitrag zu Japan ist leider rudimentär geblieben, und durch die Fixierung auf «traditionelle» Oralität gibt er kaum die Breite des Erzählens im Japan der Gegenwart wieder. *Giovanni Battista Bronzini* fasst einige posthum veröffentlichte Vorträge von *Italo Calvino* zur Frage des Märchens im Jahre 2000 zusammen. *Patricia Lysaght* will mit einer Repertoire-Studie einer englisch-sprechenden Erzählerin die bisher vorwiegend gaelischen Informanten gewidmeten Studien aus Irland vervollständigen. *Isidor Levin* lädt anhand einiger z.T. sehr kritischer Thesen zur bisherigen Erzählforschung schliesslich dazu ein, sich mit Hilfe von Computern quantitativen Untersuchungen zuzuwenden – eine Aufforderung, die vermutlich sowohl theoretische wie praktische Gegenstimmen hervorrufen wird.

Homo narrans – quo vadis? Wenn dieser Kongressband etwas beweist, so ist es die unerschöpfliche Breite und Flexibilität des Erzählens. Wie und ob die Erzählforschung auf Fragen ausserhalb akademischen Interesses Antworten liefern kann, wäre vielleicht ein Thema für zukünftige Beratungen der ISFNR Theorie-Kommission. Regina Bendix

WOLFGANG BRÜCKNER: Sozialgeschichte regionaler Kultur. Lebenslaufnotizen – Positionsbestimmungen – Bibliographie. Bearbeitet von Ulrike Klotz und Brigitte Fidler. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1990. 168 S., Abb. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 42).

Zur Feier des 60. Geburtstages von Wolfgang Brückner (am 14. Mai 1990), Ordinarius für Deutsche Philologie und Volkskunde an der Universität Würzburg, erschien dessen

Bibliographie, bearbeitet von Ulrike Klotz und Brigitte Fiedler. Es ist eine stattliche Ernte, die auf S. 93–155 zu Papier gebracht wurde und von einem Register erschlossen wird. Der Berichtersteller kann nur staunen ob der Fülle und Spannweite, die dieses (vorläufige) Œuvre umfasst. Neben den selbständig erschienenen Schriften, die elf Nummern umfassen und von der Wallfahrtsforschung bis zu Sachkultur-Analysen im Umkreis von populärer Druckgraphik, Bilderfabrik und Hinterglas-Kunst reichen, ergänzt durch Studien zur Geschichte des Faches in jüngster Zeit, beeindruckt vor allem die Herausgeberebertätigkeit. Sie zeigt geradezu einen von Arbeitswut besessenen Verleger und Wissenschaftsorganisator, der in drei von ihm begründeten Reihen (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, mit Lenz Kriss-Rettenbeck, 1976 ff.; *Ethnologia Bavarica*. Studienhefte zur allgemeinen und regionalen Volkskunde, 1976 ff.; *Land und Leute*. Veröffentlichungen zur Volkskunde, 1978 ff.) der Volkskunde in Bayern und darüber hinaus Ansehen und Breitenwirkung verschafft hat. Die zahlreichen gedruckten Magister-Arbeiten und Dissertationen zu regionalen und überregionalen Themen bestätigen die anregende wissenschaftliche Begleitung der Studierenden durch den Hochschullehrer. Vor allem Themen zur Erzählüberlieferung und zur Sozialgeschichte regionaler Sachkultur fallen dabei unter den aufgeführten 44 Titeln der Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte ins Auge. Sie charakterisieren aber nur eine Seite des Jubilars, den Hochschullehrer und arbeitsbesessenen Wissenschaftler. Allein die Zahl seiner Aufsätze hat die Nummer 90 überschritten! Vom streitbaren Wolfgang Brückner künden viele Beiträge in den von ihm wieder begründeten «Bayerischen Blättern für Volkskunde». Hier wie auf Tagungen und Kongressen äussert sich bisweilen der Volkskundler der schnellen Feder und spitzen Argumentation, der Emotionen erhitzt und Positionen bezieht, die die Gegenpartei erst zum «Angriff» reizen.

Bisweilen erscheinen die der Bibliographie vorangestellten «Bruchstücke von Konfessionen aus dem wissenschaftlichen und publizistischen Œuvre» wie ein Psychogramm dieses streitbaren Kultur-Journalisten. Sie erläutern dessen engagierten wissenschaftspolitischen Standort in der bewegten Geschichte des Faches gerade der 70er Jahre. Sie geben aber ebenso Einblick in die nachdenkliche Seite des Kultur- und Wissenschaftskritikers, der den Kulturbetrieb, und bisweilen sich selbst, aus der Distanz reflektiert. «Wer viel schreibt, der eckt viel an» (W. Brückner, *Bruchstücke*, S. 82). Mit dieser Erfahrung muss Wolfgang Brückner auch in Zukunft leben. Die Rückschau auf sein Leben – zur Veröffentlichung von Erinnerungen wäre es wohl noch zu früh – macht aber auch Impulse namhaft, von denen der Volkskundler seit seiner Studienzeit bei Mathilde Hain in Frankfurt bis heute lebt: Prinzipientreue, Mut zum Widerspruch, verbunden bisweilen mit einem übersteigerten Sendungsbewusstsein, und Engagement für Wissenschaft und kulturelle Öffentlichkeit. Tagungen, Rundfunkbeiträge und Ausstellungen bestätigen die Resonanz des Faches in der Kulturpolitik der Gegenwart – dank Wolfgang Brückner.

Klaus Guth

HENRY PERNET: *Mirages du masque*. Genève: Editions Labor et Fides 1988. 207 S., Abb., Reg. (Religions en Perspective, 3).

Mirages du masque – hinter dem virtuosen Wortspiel verbirgt sich eine ernsthafte Studie über Entstehung und Zuverlässigkeit wissenschaftlicher Theorien zu den rituellen Masken Ausereuropas. Von einem am ehesten als kulturanthropologisch zu definierenden Standpunkt aus verfolgt Pernet, der religionswissenschaftlichen Schule Mircea Eliades zugehörig, gleich ein doppeltes Ziel: Erstens das Phänomen Maske verständlicher zu machen, und zweitens, stets in Bezug auf die konkreten Beispiele, doch von eigentlich weitreichender Gültigkeit, für methodologische Probleme zu sensibilisieren.

Das konzise Vorwort wirft nicht nur einige Schlaglichter auf die Geschichte der Maskenforschung (in Auswahl seien Mannhardt, Frobenius und Meuli genannt), sondern führt bereits an die zentrale Frage und Methode der Untersuchung heran: In Frage gestellt werden die selbst in wissenschaftlichen (Übersichts-)Werken und Ausstellungskatalogen wiederholten Behauptungen von der universellen Erscheinung der Maske und ihrem Ursprung in den Anfängen der Zeit, die pauschale Gleichsetzung von Maske und Geist, die Identifizierung des Trägers mit der Maskierung etc. Schritt für Schritt werden spekulative

Deutungen und Verallgemeinerungen untersucht: Die Theorien betreffend Raum und Zeit (Verbreitung und Alter ritueller Masken), die Gleichsetzung von Maske und Geist sowie von Maske und Verstorbenem, die These der «transformation réelle» («Le porteur devient l'esprit représenté par le masque») und die angeblichen Repressionen Maskierter gegenüber Frauen sehen sich mit ethnologischen Fakten konfrontiert und bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit überprüft.

Ob nun Pernet in erster Linie ethnologische Fallbeispiele aus den hauptsächlich Maskengebieten Afrikas, Melanesiens oder Amerikas auswählt oder ob prähistorische Felszeichnungen und archäologische Funde Gegenstand der Verifizierung bilden: die auf den Gedankengebäuden des 19. Jahrhunderts konstruierten Ideen erweisen sich als bestenfalls einseitig. Besonders verdienstvoll scheint mir, dass Pernet im Gegenzug nicht neue Interpretationen entwirft, sondern ohne jede Schadenfreude auf konstruktive Art einen Beitrag zu wissenschaftlicher Selbstreflexion und sachlicher Kritik leistet (p. 40). Das dritte Kapitel stellt unter Beweis, dass sich Pernet nicht mit dem Aufdecken von Schwachstellen begnügt: Am Beispiel der widerlegten Gleichsetzung von Maske und Geist wird aufgezeigt, wie mit der Maske und ihrem Auftritt vielmehr «des êtres primordiaux, des héros civilisateurs et des dieux» und die ihnen zugeschriebenen Handlungen gemeint sein könnten.

Nun wird man die endgültige Beurteilung zahlreicher Details im umfangreichen Beweismaterial aussereuropäischer Herkunft der Kompetenz der Ethnologinnen und Ethnologen überlassen. Der europäische Ethnologe dürfte, nebst der prägnanten Einleitung und Zusammenfassung, vor allem das fünfte Kapitel studieren, das eine Auseinandersetzung mit dem Gedankengut von Frazer, Westermarck, Freud und den daraus entwickelten Theorien Meulis beinhaltet. Da Pernet einleitend Suzanne Chappaz zitiert, hätte der Volkskundler gerne die Anwendung von Pernet's Vorgehen auf hiesige Verhältnisse verfolgt. Dies um so mehr, als eine vor 20 Jahren in Museen und regionalen Studien einsetzende Entmythologisierung die Schweizer Masken aus abgehobenen Theorien auf historischen Boden zurückführt, sie in den sozioökonomischen Prozess integriert und die Wandlungen und Neuentstehungen des 19. Jahrhunderts beleuchtet. Eine Aufgabe, die noch nicht für alle «rituellen» Masken der Schweiz gelöst ist und für deren Bewältigung Pernet's Methode zu diskutierende Anregungen vermittelt. Werner Bellwald

ERNÖ KUNT: Foto-Anthropologie. Bild und Mensch im ländlichen Ungarn der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Bearb. von Edith A. Weinlich. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1990. 92 S., 21 Abb. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 43).

Der Bedeutung, die heute der Fotografie in der Volkskunde – sei es als Quelle, als Methode oder als Vermittlungsform – zukommt, steht ein offensichtlicher Mangel an systematischen Arbeiten zum volkskundlichen Umgang mit dem Medium Fotografie gegenüber. Um so dankbarer greift man auf Ernő Kunt's Untersuchung über «Bild und Mensch im ländlichen Ungarn der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts» zurück. Nicht um die Darstellung des ländlichen Ungarn durch visuelle Medien – also um eine Art visuelle Monographie – geht es Kunt dabei, sondern um die Frage nach dem kulturanthropologischen Quellenwert der Fotografie, aber auch um die Fotografie in ihren verschiedenen gesellschaftlichen Gebrauchsweisen und Bedeutungsebenen.

Seitdem die Frage nach den «sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie» gestellt ist, geht das kulturanthropologische Interesse am Medium Fotografie weit über dessen klassischen Anwendungsbereich – etwa als Quelle der Realienkunde oder als Methode bei der Erforschung nonverbaler Kommunikation – hinaus. Der sozial- und kulturhistorische Gehalt einer Aufnahme vergrössert sich offensichtlich, wenn man davon ausgeht, dass die Fotografie eben nicht nur Alltagsrealitäten abbildet, sondern auch gesellschaftliche Vorstellungen widerspiegelt. So betrachtet, eröffnen zum Beispiel Familienaufnahmen oder biografische Fotografien einen aufschlussreichen Zugang zu schichtspezifischen Ausprägungen einer Kultur. Und über systematisch katalogisierte Privatsammlungen erschliessen sich generationenübergreifende Beziehungsnetze, soziale Mobilitäten, religiöse Orientierungen.

Mit der Frage nach den Gebrauchs- und Bedeutungsweisen erweitert sich aber auch der Quellenwert der stark standardisierten, im Atelier des Berufsfotografen entstandenen Anlassfotografie; etwa wenn es um die Aneignung bürgerlicher Werte durch die bäuerliche Gesellschaft geht oder um den Wandel von kollektiven zu familiären und individuellen Traditionen. So beschreibt Kunt die Integration der Fotografie in die bäuerliche Kultur als aktiven Aneignungsprozess: Indem anfänglich die der Fotografie innewohnenden individuellen Züge zugunsten symbolhafter, kollektiver Elemente (z.B. Anordnung, Haltung, Tracht, Umfeld) zurückgedrängt wurden, gewannen die fotografischen Bilder innerhalb des herkömmlichen bäuerlichen Zeichensystems ihre verständliche Funktion.

Bei aller Würdigung der Fotografie als kulturanthropologische Quelle und als Arbeitsmittel der Feldforschung versäumt es der Autor nicht, auch auf die Grenzen der Fotos als Datenträger hinzuweisen. Gerade da, wo es um das qualitative Verstehen kultureller Phänomene geht, muss die Rolle der Fotografie diejenige eines Hilfsmittels bleiben. Andererseits wird durch den erweiterten Blick auf die Gebrauchsweisen die Fotografie selbst zum Untersuchungsobjekt.

Was Kunt über das ländliche Ungarn der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts feststellt, findet seine Gültigkeit zweifellos auch in einem weiteren geografischen Umfeld; allzu offensichtlich sind die Parallelen zu andern vorindustriellen Kulturen Europas. Als Mangel dieser «Foto-Anthropologie» erweist sich ausgerechnet der darin praktizierte Umgang mit dem Bildmaterial: Die 21 Abbildungen erscheinen bloss als Anhang und leiden unter einer ungenügenden Reproduktionsqualität. Trotzdem leistet das schmale Büchlein wertvolle Dienste sowohl als Beitrag zur theoretischen Auseinandersetzung wie auch als praktische Anleitung für Feldforschung und Museumsarbeit. Thomas Antoniotti

ESTHER GAJEK: Adventskalender. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München: Süddeutscher Verlag o.J. (1988). 136 S., 101 Abb.

Das Buch erschien als Begleitband zu einer Sonderausstellung im Bayerischen Nationalmuseum zum 80. Jubiläum der gedruckten Adventskalender.

Die Autorin hat den Themenbereich klar abgesteckt. Es ist ihr Ziel, die Geschichte des 1908 erstmals auf dem Markt erschienenen, gedruckten Adventskalenders anhand der Produktion von Münchner Verlagen zu zeigen. Sie behandelt auch dessen Vorformen, welche von den Eltern selbst angefertigt wurden, um ihren Kindern das Warten auf Weihnachten zu verkürzen. Sie waren mit kleinen Bastelarbeiten verbunden. Die ersten gewerbmässig hergestellten Kalender griffen auf diese Vorbilder zurück. Jedes Jahr erweiterte Gerhard Lang, der Erfinder der gedruckten Form, seine Kollektion um mehrere, sehr verschiedene Stücke. Immer mehr Verlage griffen die Produktion von Adventskalendern auf. Je nach ihren Schwerpunkten fielen die Themen der Deckbilder mehr profan oder mehr religiös aus. Frau Gajek vergisst nicht, jene Exemplare zu erwähnen, welche gespickt mit nationalsozialistischen Symbolen während zweier Kriegsjahre publiziert worden sind. Innovativ und anregend ist, dass die Autorin auch auf die heutigen Entstehungsarten und die verkaufsstrategischen Kriterien eingeht. So spielt heute der Geschmack des Käufers auch eine Rolle. Die Themen der Adventskalender hängen nicht mehr nur vom Verlag und von den Zeichnern ab, sondern auch von den aktuellen Fernseh- oder Filmhelden der Kinder. Das früher beliebte religiöse Motiv wird heute nur noch selten gekauft und somit kaum produziert. Futuristische Zeichnungen, wie zum Beispiel «Apollo» vom Adolf Korsch Verlag (Abb. 100), erweisen sich als Ladenhüter. Die bestverkauften Kalender sind hingegen jene mit einem nostalgischen Bild oder solche, die Tiere bei Weihnachtsvorbereitungen zeigen.

Jeder im Katalog beschriebene Kalender ist abgebildet. Leider stehen die Abbildungen nicht immer neben dem Text. Dadurch wird das Verfolgen von Frau Gajeks Aussagen erschwert. Dem Katalogband wie der Ausstellung liegt Frau Gajeks unveröffentlichte Magisterarbeit zugrunde, was Uneingeweihte allerdings erst bei genauem Studium der Bibliographie entdecken. Für diese Arbeit wurden offensichtlich Verlagsarchive ausgewertet und Befragungen durchgeführt.

In ihrem Werk zeichnet Esther Gajek deutlich die Entwicklung der Adventskalender

von den Formen zum Ausschneiden und Aufkleben bis zu den heute bekannten Exemplaren auf. Ihr Begleitband schliesst eine Lücke in der Erforschung dieses neuen vorweihnachtlichen Brauches. Die Untersuchung zeigt eine zeitliche Ausdehnung von Weihnachten und eine Verstärkung der Kindlichkeit des Festes auf Kosten der Religion.

Alessandra Ferrini

ROLF LINDNER: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990. 317 S.

Auch wer heute städtische Kultur erforscht, kommt kaum vorbei an jener «Entdeckung» der Chicagoer Soziologie der 20er und frühen 30er Jahre, ihrer Konzeptualisierung der Stadt nämlich als kulturelles System, das sozialräumliche Differenzen erzeugt und durch sie hergestellt wird. Robert Ezra Park (1864–1944), Begründer der «Chicago School», ist aber auch deswegen von besonderem Interesse für eine gegenwartsbezogene Stadtvölkungskunde, weil seine Herangehensweise an die Erscheinungen städtischen Lebens – die Lindner an Riehls «Wanderstudium» und an die Figur des Flaneurs bei Benjamin erinnert – Offenheit für die Erlebnisdimension des Urbanen mit grosser theoretischer Bewusstheit verband: «eine Wirklichkeitssicht, die auf dem Grundsatz beruht, das menschliche Verhalten und soziale Prozesse vor Ort zu beobachten» (S. 143).

Das Verdienst von Rolf Lindners äusserst zugänglicher Studie liegt nicht nur im Erschliessen der wichtigsten methodischen und theoretischen Ansätze der frühen amerikanischen Stadtsoziologie, obwohl allein die Revision des Bildes der in der Soziologiegeschichte immer als konträr begriffenen Leitfiguren Robert E. Park und Ernest Burgess – auf den das ökologische Modell zonaler Stadtentwicklung zurückgeht – sowie die sorgfältige Aufarbeitung der Wechselbeziehungen zwischen Robert E. Park und Georg Simmel in ihren Auffassungen von «Grossstadt als pars pro toto für Gesellschaft» das Buch lesenswert machen. Vielmehr schreibt Lindner Wissenschaftsgeschichte – indem er die Verschränktheit von persönlicher Biographie und soziologischer Theoriebildung am Beispiel Parks entfaltet – und Kulturgeschichte – indem er die Herausbildung von zwei neuen grossstädtischen Berufstypen, Reporter und Soziologe, die den Übergang in die Moderne markieren, aufzeigt.

Der eigentliche Impetus der Studie ist denn auch die Klärung des Verhältnisses von Soziologie und Journalismus. Indem er «den Einfluss der journalistischen Vergangenheit von Park auf die Formulierung eines Programmes der Grossstadtsoziologie» rekonstruiert (S. 144), gelingt es Rolf Lindner, die sog. Entlehnungsthese ihrer Grundlage zu berauben, die jahrzehntelang gültige Behauptung nämlich, die Chicagoer Soziologen hätten ihren methodischen Zugang der Ethnologie entlehnt und deren «teilnehmende Beobachtung» einfach kopiert. Zweifellos schien einiges für diese Annahme zu sprechen: Nicht nur, dass die Hauptwerke der Begründer des «field work»-Ansatzes, Malinowski und Radcliffe-Brown, zeitgleich publiziert wurden, sondern Park selbst etablierte diesen Zusammenhang in einem Aufsatz. Lindner aber entlarvt dies als «Legitimationsfigur, die die Nähe der soziologischen Feldforschung zur ethnologischen Feldarbeit in den Vordergrund rückt, um die erheblich prestigeschwächere Verwandtschaft mit der journalistischen Recherche zu verdecken» (S. 96). Mit Akribie führt Lindner seinen Beweis und kann umgekehrt prägende Einflüsse der Park'schen Forschungsmethode auf die ethnologische Untersuchungspraxis – insbesondere in der Gemeindeforschung – nachweisen.

Letztlich geht es Lindner aber nicht darum, Park vor den Vereinnahmungsgesten der Ethnologen zu retten: vielmehr führt sowohl die frühe Ethnologie als auch die frühe Soziologie gleichermaßen zurück auf einen zeitspezifischen kulturkritischen Impuls. Die Forschung über Randständigkeit in der Grossstadt, wie sie in zahlreichen Monographien der «Chicago School» ihren Niederschlag fand, wurde angeregt und in grossen Teilen geleistet von Wissenschaftlern, deren gemeinsames Merkmal die Randständigkeit in Gesellschaft und Universität war. Marginalität, Fremdheit und Entwurzelung kristallisieren sich im von Park geprägten kultursoziologischen Typus des «marginal man» als kritische Attitüde des Aussenstehens, die ihn mit einer wissenschaftlicher Objektivität nahekommenden Klarsicht ausstattet, die Lindner im «interesselosen Interesse» am Menschen der

Stadt, wie es die Soziologen um Park als Haltung entwickeln, wiederfindet. «To see life» – der in diesem Motto verdichtete Drang zur Forschung – als kontrollierte Selbstentfremdung und experimentelle Randständigkeit – hat seinen Grund in einem Erfahrungshunger, einem Sich-hingezogen-fühlen zum «wirklichen Leben», das Lindner diagnostiziert als «Reaktionsbildung auf den aufgeklärten Neo-Puritanismus» in den Vereinigten Staaten zu jener Zeit. Robert E. Park erscheint damit als Mitglied einer Zwischengeneration von «kulturellen Dissidenten», die den Übergang von der amerikanischen «genteel tradition» zur Kultur der Moderne markieren.

Gisela Welz

MATERIELLE KULTUR UND RELIGIÖSE STIFTUNG IM SPÄTMITTELALTER. Internationales Round-Table-Gespräch. Krems an der Donau 26. September 1988, redigiert von Gerhard Jaritz. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1990. 272 S., 31 s/w Abb., 12 Graphiken u. 4 Tab. (Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, 12 = Sitzungsber. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., 554).

Das 1970 in Krems gegründete Institut für mittelalterliche Realienkunde Österreichs zieht mit interdisziplinären Forschungsmethoden noch vorhandene Originalgegenstände sowie bildliche und schriftliche Quellen heran, um systematisch den Alltag des Spätmittelalters interpretierend zu erkunden. Bereits liegt ein Dutzend beachtlicher Sammelbände vor, welche verschiedenste Aspekte der spätmittelalterlichen Sachkultur (so etwa der Klöster, des Adels, der Bauern, der Handwerker) als Erträge internationaler Round-Table-Gespräche behandeln. Der hier vorliegende Band mit insgesamt 11 Studien widmet sich den religiösen Stiftungen, wobei die jeweilige Eingrenzung des Materials sowohl in geographischer wie teilweise auch in sachlicher Hinsicht zu Ergebnissen führt, hinter denen die lokale Ausprägung und die Vielfalt des spätmittelalterlichen Stiftungswesens um so deutlicher hervortreten können.

Für die Thematik grundlegend ist die Studie von *Harry Kühnel*, «Sinn und Motivation mittelalterlicher Stiftungen». In der «Buchhaltung des Jenseits» (*Jacques Chiffolleau*) boten Almosen- und Stiftungswesen dem Reichen eine Chance, seine Sünden abzubüssen. Der Kaufmann, stets im Gewissenskonflikt mit dem erzielten materiellen Gewinn und kirchlichen Vorschriften, konnte in der Stiftung Geschäftssinn mit Frömmigkeit vereinen. Von religiösen Objektstiftungen im österreichischen Raum, insbesondere in Klöstern, ausgehend, systematisiert *Gerhard Jaritz* die sich für die Realienkunde ergebenden Hauptfragen und belegt mit statischem Verfahren, wie solche erhaltene Zeugnisse Indikator für die Entwicklung der materiellen Kultur vom späten 12. Jahrhundert bis in die Zeit nach 1500 sein können. Wie eng die steigende Qualität und Quantität der Stiftungen mit dem wachsenden Reichtum eines städtischen Bürgertums zusammenhängen, veranschaulicht *Rolf Kiessling* an den Seelgeräten in Augsburg. Ähnliches zeigen *John Klassen* an böhmischen Quellen und *Marguerite Gonon* an den erhaltenen 5720 Testamenten, die am Hof von Forez (Departement Loire) zwischen 1203 und 1460 ausgestellt wurden. *Ulrich Knebelkamp* weist auf die geradezu immense Stiftung des Nürnberger Heilig-Geist-Spitals durch den Finanzier Konrad Gross im Jahre 1339 hin. Nicht unter dem bislang üblichen volkskundlichen Aspekt, sondern in realienkundlicher Hinsicht untersucht *Christine Edith Janotta* an Salzburger Quellen Stiftungen im Wallfahrtswesen. *Elisabeth Vavra* macht aus Testamentsauszügen deutlich, dass sich die Intention an einer öffentlichen Kunststiftung im 15. Jahrhundert vom blossen Seelenheil allmählich zur mehr weltlichen Devise «ad majorem gloriam fundatoris» verschieben kann. Dass sich damit aussterbende Familien ihr öffentliches Andenken sichern wollen, macht unter anderem auch *Wolfgang Schmid* an Kunststiftungen in Köln deutlich. In Italien, so *Ingo Herklotz*, erwacht der Wunsch nach einem weithin sichtbaren Denkmal und das Gespür für öffentliche Wirksamkeit einer solchen familiären Stiftung bereits nach 1300. Geradezu spannend liest sich schliesslich der Beitrag von *Christine Göttler* und *Peter Jetzler* über «Doktor Thüring Frickers 'Geistermesse'»: Der reichbegüterte Berner Jurist finanzierte zum Seelenheil der gesamten Heimatstadt 1505 eine Stiftung im Münster und liess auf der linken Seite unter dem Lettner einen Allerseelenaltar mit einem heute noch erhaltenen Retabel errichten, dessen Bildpro-

gramm einen theologischen Streit zwischen Dominikanern und Franziskanern verursachte. Denn der eine Flügel zeigte eine im «Speculum exemplorum» beschriebene sog. Geistermesse, bei der verstorbene Kleriker und Laien eine Eucharistiefeyer begehen. Da nach scholastischer Auffassung Tote aus eigener Kraft keine Verdienste mehr erwerben können, mussten die Totenschädel der zelebrierenden Priester übermalt und in belebte Gesichter umgestaltet werden.

Der illustrierte und redaktionell bestens betreute Band eröffnet dem historischen Volkskundler neue Zusammenhänge und bislang wenig gestellte Fragen.

Peter Ochsenbein

HERBERT SCHWEDT (Hg.): Brauchforschung regional. Untersuchungen in Rheinland-Pfalz und im Saarland. Stuttgart: Franz Steiner Verlag Wiesbaden 1989. 391 S., 7 Abb., 23 Karten (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 14).

1984/85 führte die Abteilung Volkskunde des Deutschen Seminars der Universität Mainz eine rund 60 Punkte umfassende schriftliche Umfrage in den Bundesländern Rheinland-Pfalz und Saarland durch, welche – so *Herbert Schwedt* im Vorwort dieses Bandes – «Festbräuche öffentlichen Charakters» betraf. Die eingegangenen Antworten (der Rücklauf betrug generell über 70%) wurden für Karten und Kommentare des Geschichtlichen Atlas der Rheinlande, für eine Monographie über alte und neue Feste sowie für ein zweisemestriges Projektseminar in Mainz genützt. Dessen Ergebnisse bilden den Inhalt vorliegenden Buches. Die Studierenden wählten ihre Themenbereiche frei und hatten auch die Möglichkeit, sie «nach eigenen Vorstellungen zu bearbeiten». Das führte fallweise zu das Fragebogenmaterial ergänzenden Fallstudien, zu Nachbefragungen und teilnehmender Beobachtung und insgesamt zu sowohl quantitativ als auch qualitativ unterschiedlichen Arbeiten, 25 Aufsätzen von 41 AutorInnen. Den Grundlagen entsprechend spielen die statistische Auswertung und kartographische Umsetzung in den Beiträgen eine grosse Rolle; in den mit Feldforschung und zusätzlichen Erhebungen verbundenen Fallstudien stehen historisch-phänomenologische, auch funktionale Aspekte stärker im Vordergrund.

Teil I, «Bräuche in Bewegung», bringt das gesamte Untersuchungsgebiet oder grössere Regionen betreffende Studien zu Einzelbereichen wie Fastnacht, Lehenausruhen, Stabaus und Sommertag, Mai-, Pfingst- und Kirchweihbräuchen, Martins-, Schützen- und Weinfeften. Herausgearbeitet werden Bewegung und Wandel – Wandel der Funktionen, der Träger –, Verschiebungen in der Verbreitung, Schwund und Neuwuchs ... Mit diesem, mit «Neuen Festen», setzt sich der Projektleiter, *Herbert Schwedt*, auseinander: Er versucht eine Kategorisierung dieser Festivitäten, unterscheidet «zelebrierte» und «offerierte» Formen und streicht den Zusammenhang zwischen dem «Bedeutungsverlust von Orten» und dem Entstehen von Dorffesten heraus.

Im zweiten Teil, «Grosse Städte, kleine Räume – Determinanten der Festkultur», geht es nicht mehr um einzelne «Feste» oder «Bräuche», sondern um Bestandsaufnahmen in Orten und Regionen: in Worms und Mainz, in einem Vorort von Trier, in Verbandsgemeinschaften und Kleinlandschaften. Beschrieben, in einem Fall auch vergleichend analysiert, werden das «Festwesen», «Festbräuche», «Bräuche», was einerseits einen unvor-eingenommenen Umgang mit diesen Begriffen andeutet, welche teilweise synonym verwendet werden, andererseits aber ein Ergebnis der Untersuchungen sein kann: Vielleicht ist es eben die «Bewegung» – der wirtschaftliche und soziale Wandel –, durch die Sitte, Normen, soziale Kontrolle ihre Verbindlichkeit bzw. Wirkung verloren haben, durch die «Bräuche» zu «Festen» werden? Eine – leider fehlende – Zusammenfassung hätte sich mit diesen terminologischen Fragen auseinandersetzen können und auch mit dem – über den einer ordentlichen Dokumentation hinausgehenden – Nutzen dieser Untersuchungen, die man als brauchbare Versuche werten kann, sich mit der unmittelbaren Gegenwart und ihren Veranstaltungsformen auseinanderzusetzen. «Auseinandersetzung» bedeutet jedoch auch Kritik, die man gerade in studentischen Arbeiten gewohnt ist und deren nahezu völliges Ausbleiben verwundert: Kritik an Festen und sogenannten «Brauchträgern» zumeist konservativen Zuschnitts (man lese nur den Beitrag über die «traditionellen»

Schützenvereinigungen), Kritik an sich im Festwesen widerspiegelnden dörflichen Hierarchien, stärkere Auseinandersetzung mit ökonomischen Verflechtungen (wer wird nun wirklich zur Weinkönigin gewählt – die Schönsten oder die Töchter der Einflussreichsten?). Aber, der Herausgeber betont es, die Auswertung des reichen Materials hat mit diesem Bande eben erst begonnen; er bringt einmal die Fakten – mehr Kritik, mehr Parteilnahme (etwa für die Wormser «Woche des ausländischen Mitbürgers» und gegen die Förderung des Alkoholismus durch diverse Weinfeste) dürfen wir uns für die Fortsetzungen wünschen. Den AutorInnen wünschen wir, trotz der vielfältigen Leistungszwänge, genügend Zeit, um sich einmal mit der Kritik der Grundbegriffe oder mit der Forderung «Probleme statt Fakten» auseinanderzusetzen und auch mit den Möglichkeiten und Grenzen der kartographischen Methode.

Olaf Bockhorn

ETNOLOŠKI ATLAS JUGOSLAVIJE. Karte s komentarima. Svezak 1. Ethnologischer Atlas von Jugoslawien. Karten und Kommentare. Heft 1. Zagreb: Zentrum für ethnologische Kartographie der Universität 1989. 30 S., 7 Faltkarten in Buchtaschen.

Am 21. Oktober 1958, auf ihrer ersten Tagung in Osijek, hatte die Ethnologische Gesellschaft von Jugoslawien auf Anregung von Branimir Bratanić (1910–1986) die Arbeit am Ethnologischen Atlas von Jugoslawien aufgenommen und eine eigene Kommission gegründet. 1961 wurde zur Durchführung dieses grosszügigen Vorhabens ein eigenes Forschungszentrum an der Universität Zagreb errichtet, dem zuerst Bratanić vorstand, ab 1980 Vitomir Belaj. 1982 wurde es umbenannt in «Zentrum für ethnologische Kartographie» und hat heute den Status eines eigenständigen wissenschaftlichen Instituts an der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb. Die Finanzen werden von einer «Selbstverwaltenden Interessengemeinschaft für die wissenschaftliche Arbeit in der SR Kroatien» aufgebracht.

Das erste Heft, dem noch weitere folgen sollen (Bd. 2 soll die Items «Feueranzünden», «Bienenkörbe (Formen)», «Zu Hause gebrannte Schnäpse», «Bräuche der Geburt», «Bräuche und Glauben um Pflanzen und Bäume» umfassen), behandelt folgende Themen: «Formen und Verbreitung der Eggen in Jugoslawien» (S. 1–6, von Aleksandra Muraj), «Bezeichnung für Eggen in Jugoslawien» (S. 7–8, von Tomo Vinšćak), «Bienenzucht» (S. 9–19, von Vlasta Domaćinović), mit den Unterabteilungen: «Waldbienenzucht», «Einfangen von Bienenschwärmen», «Sammeln von Waldbienen aus Baumhöhlen», «Bienen in Höhlen, Felsen, Gestein und Erde» und schliesslich «Kultische Gärtchen» (die bekannten «Adonisgärtlein», S. 21–30, von Vitomir Belaj), wobei besonders die Termine untersucht werden, für welche die Gärtchen vorbereitet werden, und die Frage, was mit ihnen nachher geschieht.

Der Text der Kommentare ist zweispaltig kroatisch und deutsch gebracht und mit der wichtigsten Literatur versehen (bei den «Kultischen Gärtchen», wo auch nichtjugoslawische Gebiete mitberücksichtigt sind, wäre eventuell die Studie von G.A. Megas zu den Adonisgärtlein in Serres im Tagungsband des 1. Symposiums für Nordgriechische Volkskunde, Thessaloniki 1974, S. 183–189 zu ergänzen). Die einzelnen Orte sind kodifiziert und mit Hilfe eines Zahlen/Buchstaben-Schlüssels auf den Karten aufzufinden.

Die Karten selbst sind von vorzüglicher Druckqualität, die diakritischen Zeichen und Symbole in intensivem Rot deutlich zu erkennen und zu unterscheiden. Karte 1.141 mit den Eggenformen bringt insgesamt 17 Typen, darunter Rahmeneggen mit Zähnen (Quereggen, dreieckige, trapezförmige, parallelogrammartige, Längseggen), Bretter- und Straucheggen. Auf den ersten Blick zeichnen sich relativ kompakte kulturgeographische Zonenbildungen ab; eine Auswertung dieser Angaben scheint auch besonderes Interesse für die vergleichende Balkanologie zu haben, da die traditionellen agrarischen Produktionsformen im Zentrum des Forschungsinteresses auch in Bulgarien und Griechenland gestanden haben. Karte 1.142 bringt die Terminologie für die Eggen, insgesamt siebzehn Kategorien. Auch hier sind die für die jugoslawischen Landschaften so charakteristischen Zonenbildungen mit ihren z.T. scharfen Grenzkonturen abzulesen.

Karte 1.511 gehört zum thematischen Zyklus der Bienenzucht, für die die Slowenen kürzlich eine interessante Veröffentlichung vorgelegt haben. Die Karte behandelt das

«Einsammeln von Waldbienen aus hohlen Bäumen» (mit den Variablen: Ausräuchern, durch Schwefelrauch, Feuerschwamm, Fetzen, Kuhmist, Anlocken durch duftende Kräuter, Sauermilch usw., Baumfällen usw.). Die Streudichte der Angaben ist naturgemäss dünn, was auch für die nächsten Karten gilt: 1.512 Einfangen von Waldbienen, 1.513 Einsammeln von Waldbienenhonig (meist durch Ausräuchern der Bienen) und 1.514 Honiggewinnung aus Höhlen, Felsen, Gestein und Erde (meist durch Ausräuchern).

Karte 8.321 behandelt die «Kultischen Gärtchen», im zentralen und südlichen Teil von Jugoslawien weithin unbekannt, im Norden, Nordosten, am dalmatinischen Küstenstreifen und im dinarischen Hinterland meist zu Weihnachten oder Neujahr, seltener zu anderen Jahrestermen wie Fasching und Ostern, Johannis und zu anderen Gelegenheiten. An Variablen sind nachgewiesen: wird ins Feuer geworfen, den Hühnern gegeben, allgemein dem Vieh, in den Wein- und Obstgarten getragen, aufs Feld getragen, in den Brunnen geworfen, in die Kopfhare gesteckt. Diese Praktiken haben anderswo mantische Funktion oder wirken als Kraft- und Segensübertragung.

Das erste Heft des Ethnologischen Atlas Jugoslawiens ist freilich nur ein bescheidener Anfang einer Publikationstätigkeit, die in den nächsten Jahren ihre Fortsetzung finden muss und hoffentlich nicht von den inneren Schwierigkeiten des Landes beeinträchtigt wird, eine erste Kostprobe des angehäuften und auszuwertenden Informationsmaterials. Derartige volkskundliche Kartenprojekte, die langfristiger Planung, intensiver Vorarbeiten und gesicherter Finanzierungsverhältnisse bedürfen, sind sensible Langzeitunternehmen, die in verschiedenen europäischen Ländern z.T. seit Jahrzehnten laufen, jedoch zu unterschiedlichen Ergebnissen geführt haben, aber in den seltensten Fällen zu einem wirklich befriedigenden Abschluss gekommen sind. Dass in dem krisengeschüttelten Nachbarland dieses volkskundliche Vorhaben gerade zu diesem Zeitpunkt seine ersten Früchte der internationalen Öffentlichkeit vorlegen kann, scheint ein positives Zeichen für die Leistungsfähigkeit und Unbeirrbarkeit dieser Disziplin zu sein.

Walter Puchner

MICHAEL PROSSER: Spätmittelalterliche ländliche Rechtsaufzeichnungen am Oberrhein zwischen Gedächtniskultur und Schriftlichkeit. Untersuchungen am Übergang von analphabetischen zu skriptualen Überlieferungsformen im Blickfeld rechtlicher Volkskunde. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1991. 223 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 47).

Es ist für einen Rezensenten immer eine angenehme Aufgabe, wenn er eine Arbeit besprechen darf, die seine eigenen Auffassungen bestätigt.¹ Der Verfasser dieser Freiburger Dissertation erkundet anhand der überlieferten mittelalterlichen Rechtsaufzeichnungen am Oberrhein die schriftlose «Volkskultur», die rein auf die Erinnerung von Personen angewiesen ist und damit ihre Überlieferungstechniken auf diese Bedingung einstellen muss (S. 7). Er spricht daher von «Gedächtniskultur». Zweifellos ist das Gedächtnis für die Überlieferung der schriftlosen «Kultur» das beinahe einzige Traditionsmittel. Aus diesem Grunde spielen die Memorierungshilfen, die der Verfasser im einzelnen behandelt, eine sehr grosse Rolle. Als Memorierungshilfe nicht zu unterschätzen sind das Ritual, die Ikonographie und das Schauspiel. Die «Gedächtniskultur» ist aber kaum je eine reine «Gedächtniskultur», da es immer Beobachter gibt, die das von ihnen beobachtete schriftlose Leben zu beschreiben befähigt sind und damit der Nachwelt durch das Medium der Schrift überliefern, wofür gerade die Weistümer exemplarisch sind.

Wenn von «Gedächtniskultur» die Rede ist, so stellt man einzig und allein auf deren Überlieferung ab. Aus der Sicht der Zeitgenossen war die Überlieferung nicht der alleini-

¹ Die für ihn massgeblichen Arbeiten des Rezensenten: La ritualisation comme moyen de maintenir vivante une coutume orale. In: Mémoires de la Société pour l'Histoire du Droit et des Institutions des anciens pays bourguignons, comtois et romands 40 (1983), 271 ff. und: Gelebtes Recht/Entfremdetes Recht. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 9 (1987), 5 ff. sind allerdings nicht berücksichtigt.

ge Lebenszweck. Im Rechtsleben dienten der Rechtsspruch und die Vereinbarung der Konfliktbewältigung. Es sind dies Momentanhandlungen, die zwar mit Hilfe des Gedächtnisses oder der Schrift überliefert wurden, aber die Überlieferung war nur eine oft zufällige Begleiterscheinung. Es ist daher den Blick verengend, wenn man von Gedächtniskultur spricht.

Der vom Verfasser für seine Untersuchung herangezogene Quellentypus, derjenige des Weistums, ist zwar für das vom Verfasser sich gesetzte Thema hervorragend geeignet. Es ist aber nicht der einzige Quellentypus, der dazu taugt. Ebenso gut hätten die Stammesrechte und die Rechtsbücher hierzu benützt werden können. Auch die räumlichen (Baden-Württemberg, Elsass, Schweiz) und die zeitlichen (13.–18. Jahrhundert) Eingrenzungen sind keineswegs zwingend.

Unbestreitbar ist der Weisungsvorgang eine der wichtigsten Memorierungshilfen gewesen, namentlich wegen des Rituals, das damit verbunden war. In diesem Zusammenhang wäre auf den in den Rechtsquellen von Basel Stadt und Land² wiedergegebenen Bericht über eine Rechtsweisung vor dem Dinghof von St. Blasien zu Riehen oder auf die zuletzt von André Rais edierte³ Rechtsweisung von Moutier-Grandval hinzuweisen. Aus demselben Motiv wurde auch die vor allem in französischsprachigen Quellen überlieferte Enquête in ein Ritual verpackt.⁴

Die vom Verfasser behandelte Thematik ist keine Eigentümlichkeit der oberrheinischen ländlichen Rechtsauffassungen. Vielmehr hat bereits Jean-François Poudret ähnliche Feststellungen anhand von westschweizerischen Rechtsquellen insbesondere von Enquêtes gemacht.⁵ Dasselbe gilt für verschiedene französische Gelehrte⁶, die anhand der von ihnen bearbeiteten Quellen parallele Untersuchungen gemacht haben. Dies legitimiert dazu, die «deutschrechtliche» Qualifikation für ländliche Rechtsaufzeichnungen in Frage zu stellen. Führt man nämlich die Gedankengänge des Verfassers zu Ende – dass das gefundene Recht ein gemeinsames Recht ist –, so ist man genauso wenig berechtigt, von deutschrechtlichem als von römischrechtlichem Inhalt dieser Rechtsaufzeichnungen zu sprechen. Doch – und dies wird vom Verfasser auch nicht in Frage gestellt – ist die Einflussnahme der Elite auf die sog. Rechtsfindung immer erheblich gewesen und geblieben, wenn auch die bäuerlich-ländlichen Schöffen alles unternommen haben, um dies zu verhindern, und in diesem Sinne waren die vom Verfasser geschilderten Anstrengungen nur zum Teil erfolgreich.

Fassen wir zusammen: Die Thematik des besprochenen Buches ist nicht mehr ganz neu. Sie liegt jedoch im Trend, der durch das Aufblühen der Kommunikationswissenschaft eingeleitet worden ist. Zudem bewegt sich der Verfasser auf dem bereits gesicherten Boden der mittelalterlichen Weistümer. Auf jeden Fall kommt dem besprochenen Buch das Verdienst zu, das Bewusstsein zu fördern, dass es einst eine schriftlose Gesellschaft gegeben hat, deren Methoden dadurch völlig anders sein mussten als jene, die uns heute geläufig sind.

Theodor Bühler

² Bd. 2 (1865) Nr. 606, 44 f. (1413).

³ Rôle de la Prévôté de Moutier-Grandval du 7 mai 1461. In: Actes de la Société jurassienne d'Emulation 1967, 1 ff.

⁴ Vgl. hierüber meine Arbeit: Gewohnheitsrecht–Enquête–Kodifikation, Rechtsquellenlehre Bd. 1 (1977), 34 ff.

⁵ Zuletzt in: Connaissance et preuve de la coutume en Europe occidentale au moyen âge et à l'époque moderne. In: La Coutume, Recueils de la Société Jean Bodin pour l'Histoire comparative des institutions LII/2 (1990), 511 ff.

⁶ Insbesondere Jacques Pouramède: La coutume dans les pays de droit écrit. In: La Coutume (wie Anm. 5), 233 ff. und J. Hilaire: La coutume, droit non écrit, voire non formulé à partir de l'évolution coutumière des pays de droit écrit aux XIV^e et XV^e siècles. In: La Coutume, ebenda, 251 ff. sowie L. Ligeron et M. Petitjean: La coutume en rites, quelques exemples de symbolisme juridique. In: Mémoires (wie Anm. 1), 282 ff.

REGINA BENDIX: *Backstage Domains. Playing «William Tell» in Two Swiss Communities*. Bern, Frankfurt a. M., New York, Paris: Lang 1989. 319 S., 16 Abb.

Alle Schweizer kennen Wilhelm Tell, unseren mythischen Nationalhelden, der so wichtig ist für unsere nationale Identität. Die Wahrnehmung dieser Figur ist aber entscheidend von einem Theaterstück geprägt, nämlich von Friedrich Schillers gleichnamigem Klassiker. In obengenanntem Buch, dem eine Dissertation zugrundeliegt, geht es nicht um dieses Stück, sondern um dessen Aufführungen in Altdorf und in Interlaken, wo zwei Laientheatervereine seit etwa neunzig Jahren Vorstellungen geben, die jährlich mehrere zehntausend Zuschauer anziehen vermögen.

In Altdorf hat das Tellenspiel in der lokalen Gesellschaft sogar einen so hohen Stellenwert, dass es in einem eigens dazu erbauten Schauspielhaus aufgeführt wird und lokale Prominenz in der Tellspielvereinigung vertreten ist. Der Umgang mit dem Lokalhelden Tell ist hier wohl familiärer als in Interlaken, wo das Stück unter freiem Himmel aufgeführt wird und ursprünglich eine von zahlreichen Attraktionen für Gäste von nah und fern gewesen ist.

Eigentlich wollte Regina Bendix, als sie 1985 für ein Jahr aus den Vereinigten Staaten in die Schweiz kam, an den beiden Tellproduktionen den Effekt des Folklorismus untersuchen. Sie wollte einen Vorschlag des Volkskundlers Hans Moser verwirklichen, nämlich zu beobachten, wie eine Gemeinschaft diese von Fremden ihnen vermittelten und gedeuteten Mythen in ihr tägliches Leben integriert und welche Haltungen dazu entstehen. Interessanterweise liess sich dieser Zugang nicht verwirklichen: Im Feld musste die Autorin feststellen, dass diesbezügliche Fragen auf Unverständnis stiessen, oder, auch wenn die Informanten die Unterscheidung von echten zu eingeführten Traditionen begriffen, sie diese Sicht der Dinge nicht für relevant hielten.

Schön, dass die Autorin nach dem Scheitern dieses theoretischen Konzeptes nicht aufgab, sondern ihre Forschungen durch die schon begonnene Feldarbeit in eine andere Richtung lenken liess. Im Sinne eines «doing what comes naturally» begann sie sich zu fragen, was eigentlich lokale Theaterkultur ausmacht. Sie entdeckt drei Ebenen: In das Gemeindeleben eingebettet spielt sich das Leben der Laientheatertruppen ab, und dieses wiederum beinhaltet das Leben auf und hinter der Bühne. Die Autorin erforscht deshalb neben dem lokalen Umfeld der Gemeinde das Vereinsleben der beiden Tellspieltruppen, deren Geschichte und Struktur, insbesondere aber die Arbeit der Schauspieler. Sorgfältig erkundet sie das «Reich hinter der Bühne», beobachtet die Laienschauspieler, wie sie sich untereinander verhalten, wie sie das Stück und schauspielerisches Können überhaupt lernen, wie sie mit ihrer Rolle ausserhalb der Bühne im Alltag und im Gemeindeleben umgehen, wie sie (in Altdorf) das Tellenspiel selbst parodieren, oder wie Textstellen als Witze oder Sprichwörter in den alltäglichen Sprachschatz Eingang gefunden haben. Auch zeigt sie den gegenseitigen Einfluss der zwischenmenschlichen Beziehungen der Vereinsmitglieder auf das Gemeindeleben auf. Zum Beispiel kann sich in Altdorf die mit Prestige verbundene Tellenrolle auf das Ansehen des Darstellers im Privatleben auswirken, oder Ereignisse und Episoden aus dem Leben der Tellspielvereinigung werden immer wieder an der Altdorfer Fasnacht aufgegriffen.

Besonders spannend wird die Arbeit für mich dort, wo die Autorin schildert, wie die Laienschauspieler und -schauspielerinnen in ihre Rolle hineinzuwachsen beginnen, versuchen, neben dem blossen Textlernen eine künstliche Persönlichkeit aufzubauen und ihre Alltagspersönlichkeit abzulegen. Später, auf der Bühne, nach Beendigung dieses Lernprozesses, versuchen sie, auf spielerische Weise in diese Kunstpersönlichkeit zu schlüpfen, um für ein zweifaches Publikum zu schauspielern: für das zahlende, auswärtige, das eine überzeugende, künstlich aufgebaute Realität erwartet, und das einheimische Publikum aus dem gleichen Dorf, das hinter der Bühne auf den eigenen Auftritt wartet. Die Darstellerinnen und Darsteller dort haben den gleichen Lernprozess mitgemacht und beobachten den Persönlichkeitswechsel, um nachher eigenartigerweise die Alltagspersönlichkeit danach zu beurteilen, wie gut dieser Wechsel gelungen ist.

Günstig für eine Feldforschung ist der persönliche Hintergrund der Amerikaschweizerin Bendix, die in Zürich Volkskunde und Germanistik studiert hat und seit mehreren Jahren in den Vereinigten Staaten lebt. Die Persönlichkeitsspaltung, die für den ethnologi-

schen Blickwinkel im eigenen Land nötig ist, gelingt ihr bestens. Das als Kind erlernte schweizerische Wissen um Tell, das Land und die Sprache sind optimale Rahmenbedingungen für ihre Forschungen. Trotzdem musste die Autorin feststellen, dass es nicht ausreichte, um die lokalen Kulturen zu verstehen. Uns aber erleichtert es den Einstieg ins Thema und macht es spannend. Leute mit Felderfahrung werden im ausführlichen Kapitel über die Erfahrungen der Autorin über die einjährige Aufenthaltszeit in der Schweiz viele Situationen, Erfahrungen und Schwierigkeiten wiedererkennen. Die Position der Autorin war in den beiden Gemeinden nicht gleich. In Altdorf wurde sie sehr hilfsbereit empfangen, vom Präsidenten der Tellspielvereinigung unterstützt und protegirt. Sie hatte freien Zugang zu den Archiven, zum Tellspielhaus, zu den Adresslisten des Vereins und wurde sogar als Ehrengast an Bankette eingeladen. Dagegen war der Empfang in Interlaken etwas kühler. Die Vereinsleitung verhielt sich gleichgültig bis ablehnend, die Forscherin wurde an die Vereinssekretärin verwiesen, die erst kurz im Amt war. Dafür standen Frau Bendix neben ihren eigenen Erhebungen Material aus den Vereinsarchiven, Zeitungsartikel und private Unterlagen zur Verfügung.

Abgerundet wird die lesenswerte Arbeit durch einen kleinen Bildteil, eine Zusammenfassung von Schillers Stück und eine reichhaltige Bibliographie, welche den angelsächsischen und deutschsprachigen Zugang der Autorin mit vielen Titeln aus beiden Wissenschaftstraditionen widerspiegelt. Kein Nachteil, dass das Buch auf Englisch geschrieben ist: so kommen die Leserin und der Leser in den Genuss des unkomplizierten Stils angelsächsischer Wissenschaftspublikationen.

Nicholas Schaffner

JÁNOS MANGA: Ungarische Volkslieder und Volksinstrumente. Aus dem Ungarischen von Margarete Sárkány. 3. Aufl. Budapest: Corvina 1989. 76 S., Ill., 15 Farb- und 32 Schwarzweissfotos num. (Ungarische Volkskunst, 2, aber ohne Bandzählung).

Die Entfaltung des nationalen Gedankens, diese mächtige Geistesströmung, die in Europa am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte, hat auch in Ungarn zur Entdeckung der nationalen Vergangenheit geführt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann die Sammlung und Herausgabe von Texten und Melodien. Für wissenschaftliche Zwecke reichten die Sammlungen nicht aus. Ihre Herausgeber konnten keine Grenze zwischen den Volksliedern, den Kunstliedern städtischen Ursprungs und den volkstümlichen Kunstliedern ziehen, und die Aufzeichnung der Melodien war ungenügend. Da gebrauchte Béla Vikár 1896 als erster in Ungarn den Edisonschen Phonographen. Auf 875 Phonographenrollen hat er 1492 Melodien gesammelt. Durch das Abhören der Rollen wurden Béla Bartók und Zoltán Kodály 1905 bewogen, ihr Leben der Volksmusikforschung zu verschreiben. Anfang der zwanziger Jahre waren es bereits 8000 Melodien, deren Sammlung zum grössten Teil ihnen zu verdanken war. Um 1940 hatte das Volksmusikarchiv des Ethnographischen Museums 3500 Phonographenrollen, 155 Grammophonplatten und deren Matrizen in Verwahrung. Unter der Leitung von Zoltán Kodály wurde 1953 die Gruppe der Volksmusikforscher der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gebildet. Sie bereicherte im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten die schon vorhandene Sammlung um 45000 Melodien. Die Gruppe sorgte auch für das kontinuierliche Erscheinen des Corpus Musicae Popularis Hungaricae. Durch die Tätigkeit Béla Bartóks und Zoltán Kodálys wurde die ungarische Volksmusik bekannt. 1924 schreibt Bartók: «Bauernmusik im weiteren Sinn nennen wir die Gesamtheit aller Melodien, die in irgendeiner Bauernklasse, zeitlich und räumlich mehr oder weniger verbreitet, als instinktive Ausdrucksmittel des musikalischen Gefühls der Bauern jemals lebendig waren oder gegenwärtig lebendig sind. Bauernmusik im engeren Sinne ist die Gesamtheit all derjenigen Melodien, die zu einer oder zu mehreren einheitlichen Stilarten gehören.» Zehn Jahre später schreibt er: «Volksmusik setzt sich aus solchen Melodien zusammen, die lange Zeit und von vielen gesungen werden.» Zoltán Kodály sucht 1937 nicht die Frage zu beantworten, was das Volkslied sei, sondern was das Volk singe. Er beantwortet sie damit, dass er auf die komplizierten Zusammenhänge zwischen dem Volkslied und den gesellschaftlichen Verhältnissen des Dorfes hinweist. Im gesammelten musikalischen Material kamen Melodienformen zum Vorschein, die von den musikalischen Traditionen des ungarischen Volkes kündeten. 1917 beschreibt Zoltán

Kodály zum ersten Mal die Eigentümlichkeiten der fünfstufigen ungarischen Melodien und geht 1937 ausführlicher auf das Thema ein. Charakteristisch für diese Urschicht des ungarischen Volkslieds ist das fünfstufige Tonsystem, die fünfstufige Tonreihe und die Quintenstruktur.

Als 1686 die Türken das Land verliessen, fand in den verwüsteten Gegenden ein völliger Wechsel der Einwohnerschaft statt. Dies hatte eine Wandlung und Umbildung der Melodienwelt des Volkes zur Folge und bewirkte einen neuen Stil mit einem kraftvollen Rhythmus. Er ist heute noch beliebt und am besten als Tschardasch bekannt. Von dreitausend Melodien werden rund tausend Melodien häufig gesungen, und 800 davon haben Quinten- oder Reprisestruktur.

Eine dritte grosse Gruppe ungarischer Volkslieder weicht ab. Sie besteht aus den Varianten der Volkslieder der Nachbarvölker, der kirchlichen Musik und Gesänge, der städtischen Kunstlieder oder aus den durch ihre Einwirkung entstandenen Melodien. Das ungarische Volk singt zahllose Volkslieder mit ungarischem Text, deren Melodien unbekanntem Ursprungs oder nachweisbar fremder Herkunft sind. Hierher gehören auch geistliche Volksgesänge, Gelegenheitslieder oder Melodien für Anlässe des Familienlebens (Hochzeit), Feste des Kalenderjahres (Weihnachten) und der Arbeit (Ernte). Die an bestimmte Gelegenheiten gebundenen Melodien sind nicht nur von grosser Vielfältigkeit, sondern auch von verschiedener Lebensdauer. Den Platz einer alten Melodie wird jedoch in erster Linie eine solche neue einnehmen, in deren Text noch irgendein Hinweis auf den betreffenden Anlass zu finden ist. Die Dorfbewohner machen wohl einen Unterschied zwischen Alt und Neu, aber nach Gutdünken der einzelnen Personen: Das Alte ist das zur Gewohnheit Gewordene, das Neue das noch nicht oder nicht mehr allgemein Bekannte. Das Alte verschwindet nicht auf einmal, aber das wechselnde wirtschaftlich-gesellschaftliche Leben der Menschen duldet keine starren Formen.

Im Musikleben des ungarischen Volkes spielten die verschiedenen Musikinstrumente lange Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Rolle. Schon bald nach der Landnahme findet man in Urkunden einige interessante Personen- und Ortsnamen: *Kürtös* (Hornbläser), *Sípos* (Pfeifer), *Gaydos* und *Dudás* (Dudelsackpfeifer), *Dobos* (Trommler), *Trombitás* (Trompeter), *Hegedús* (Geiger) usw. Im Musikleben des Dorfes waren jene Musikinstrumente am gebräuchlichsten, die jedermann mit ein wenig Übung auch mit einfachen Mitteln selbst anfertigen konnte. Die Kenntnis der Volksmusik bringt Licht in verborgene Winkel des alltäglichen Lebens, in die uns Urkunden keinen Einblick geben. In Ungarn war die Langflöte oder Hirtenflöte ein verbreitetes Musikinstrument. Es gab kurze Flöten mit sechs und lange Flöten mit fünf Grifflöchern. Die Flöten wurden kunstvoll verziert. Wohl kein anderes Musikinstrument hat Jahrhunderte hindurch eine so bedeutende Rolle gespielt wie der Dudelsack. Heutzutage lebt er nur noch in der Erinnerung an Virtuosen des Instruments weiter. Sein Verschwinden steht in engem Zusammenhang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft. Die Machart unterscheidet sich nach den Landschaftsgebieten Oberland, Tiefland und Westungarn, wie die Farbtafeln anschaulich zeigen. Das bis vor kurzem am meisten verbreitete Volksinstrument war die Zither (*Tambura*). Sie war einfach herzustellen und zu spielen, klang angenehm und eignete sich für Tanzrhythmen. Eine Zitherform der ungarischen Tiefebene ist eine Art Halszither, wie sie auch in der Schweiz bekannt war. Drehleiern wurden berufsmässig hergestellt. Die ehemalige Zimbel (Hackbrett) nahm im Musikleben der Herrenhöfe und in der Kirchenmusik einen wichtigen Platz ein. Unter ähnlichem Namen kommt sie bei den Nachbarvölkern, auch weiter westlich, vor. Sie ist das wichtigste Instrument der Zigeuner. Diese entwickelten einen improvisierenden Stil, den Franz Liszt für die uralte musikalische Überlieferung der Zigeuner hielt. Er ist aber weder alt, noch ist das, was sie spielen, zigeunerisches Eigentum, sondern Teil der ungarischen Musik.

Mit einfachen Worten erklärt der Autor die Besonderheiten der ungarischen Volksmusik und gibt zahlreiche Notenbeispiele dazu. Es ist eine lehrreiche Einführung auch für Laien. Die dritte Auflage ist im Vergleich zur zweiten inhaltlich unverändert. Hingegen ist die Aufmachung dem neuen Layout der Reihe angepasst, und die Fotos sind zum Teil ausgetauscht worden. Statt auf Abbildungen aus Chroniken wurde vermehrt Gewicht gelegt auf Parallelbeispiele aktueller Volksinstrumente (Okarina, Maultrommel), ohne dass auf sie im Text näher eingegangen wird.

Paula Hefti

ERNÖ KUNT (Hg.): Bild-Kunde – Volks-Kunde. Die III. Internationale Tagung des Volkskundlichen Bildforschung Komitees bei SIEF/UNESCO, Miskolc (Ungarn), 5.–10. April 1988. Organisiert von der Abteilung für die Forschung visueller Kultur bei dem Museumsdirektorat vom Komitat Borsod-Abjuj-Zemplén. Miskolc: 1989. 382 S., Abb.

Unter welchem Thema diese Tagung in Miskolc auch immer stattgefunden hat – «Bildbrauch-Volksbrauch», «Bild-Brauch-Bauer» oder «Visuelle Kultur-Visuelle Anthropologie» (diese Angaben werden unterschiedlich verwandt) –, insgesamt war sie der umfassenderen Problematik «Bild-Bildbrauch-Bildtradition-Visuelle Kultur» gewidmet. Der grösste Teil der Beiträge fügte sich jedenfalls in diese Grundthematik jener SIEF-Kommission ein, die Nils-Arvid Bringéus mit der Begrifflichkeit «Man and pictures» 1984 begründet und Rolf W. Brednich mit «Der Mensch und die Bildmedien» 1986 fortgesetzt hatte: Erörterungen über den Umgang mit und die Funktion von Bildern im weitesten Sinne, d.h. vom Holzschnitt/Kupferstich über die Photographie bis zu den elektronischen Medien des Fernsehens unserer Tage. Letztlich also Darstellungen zu einem historischen Prozess, die auch im einzelnen mehr beinhalten als nur Volkskundlich-Relevantes und die sich methodisch wie in hermeneutischer Zielsetzung dem Interdisziplinären verpflichtet wissen.

Die Beiträge hier im einzelnen zu analysieren, dürfte kein geeigneter Versuch sein, dem eigentlichen Ergebnis des Kolloquiums gerecht zu werden. Wesentlicher ist es wohl, darauf zu verweisen, welche Bedeutung Bildforschung haben kann, wenn man sie nicht in positivistischer Weise betreibt, sondern sie zur Deutung grösserer historischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge heranzieht. Ein Lehrstück geradezu, wie und mit welchem Hintergrundwissen Bildforschung angegangen werden sollte, ist der Beitrag von *Christa Pieske* (Lübeck): «Französische Genregraphik als Bildschlüssel. Zu Populardrucken des 19. Jahrhunderts». Ausgehend von einem Gemälde des ungarischen Malers Josef Borsos, «Ein Morgen nach einem Maskenball», das ein paar junge Damen zeigt, die sich über Bilddrucke mit dem Motiv der «ungleichen Liebe» amüsieren, verfolgt die Nestorin der volkskundlichen Bildforschung in Deutschland dieses Motiv in seinen verschiedenen Ausdrucksformen an Beispielen aus der europäischen Kunst- und Literaturgeschichte bis zu den Bilderbogen. Sie macht damit exemplarisch deutlich, wie sorgsam eine Bildinterpretation vorgenommen werden muss, wenn sie Erkenntnisgewinn bringen soll.

In diesem Zusammenhang sei auch der Beitrag von *Gertrud Benker* (München): «Zur Gehöftmalerei» erwähnt, die am Beispiel dieses Genres eine ausführliche Quellenkritik zu Fragen der Bildinterpretation, der Bildfunktion und -herkunft fordert. Deren Beantwortung sei für die Bedeutung von «Volkskunst» – für Benker ein «ungemütliches» Reizwort – notwendiger denn je.

Um Desiderate und deren Aufarbeitung geht es in den meisten anderen Beiträgen. Aus diesen seien hier nur einige ausgewählt: So hat *Nils-Arvid Bringéus* (Lund) über «Die Botschaft der Bauernbilder» vornehmlich in Schweden referiert. Dem jeweiligen Zeitbezug entsprechend kennzeichnen die Bildzeugnisse den Bauern als «Ackermann», später gilt er mehr als «Standesperson», die sich ihrer gesellschaftlichen Bedeutung bewusst ist, und schliesslich wird er zur «Idealgestalt» in Wort und Bild stilisiert, vergleichbar dem «Angelus»-Gemälde von Millet (1859), auf dem Bringéus ein Bauernpaar verkörpert sieht, das keine spezifisch nationalen Bezüge mehr aufweist, sondern überall in seiner ideal gedachten Haltung als arbeitsam, bescheiden, gottesfürchtig erkannt und verstanden wird.

Zu dieser Problematik von Bilddeutungen sollen ebenfalls Überlegungen genannt werden, die *Wolfgang Brückner* (Würzburg) in überzeugender Weise angestellt hat: «Bildgebrauch und Kreuzzug gegen Bauern im 13. Jahrhundert oder die Nazis in Stedingen». Brückner weist nach, dass eine ursprünglich falsche Interpretation von Bildzauber die Stedinger zu Ketzern machte, gegen die der Klerus in Bremen zu Felde zog. Germanophile Kreise des 19./20. Jahrhunderts, dann vor allem die deutschen Faschisten, machten daraus einen militärischen Vorgang der «Entdeutschung» und errichteten 1934/35 zur Erinnerung an das damalige Geschehen die «Niederdeutsche Kultstätte Stedingsehre» als «Ehrenmal für die Kraft nordischen Blutes» mit allen, dem Wesen des NS-Regimes adäquaten Konsequenzen völkischen «Ahnenkults», zu denen letztlich auch die von Brückner beigesteuerte Tatsache zählt, dass der österreichische Volkskundler Karl Paganini als Natio-

nalsozialist und später verantwortlicher Mitarbeiter im «Amt Rosenberg» seinen Namen eindeutschen liess, sich fortan «Haiding» nannte, das, so Brückner, bedeuten könnte, «Gefolgsmann eines bäurischen Heiden» oder Landmann «germanischer Herkunft mit noch oder wieder antichristlichem Bekenntnis».

Bilddeutungen und Bildinterpretationen als nachweisbare Falsifikationen ahistorisch-einseitiger Auffassungen von «Volk» (meist gleich «Bauern») und «Volkskultur» gab es wohl überall dort in Europa, wo es mit dem Einbruch der Industrialisierung und ihren Folgen um die Erhaltung nationaler Eigenart und den «Charakter» des jeweiligen Ethnikums, des Volkes etc. ging. *Mikael Andersen* (Skandinavien) behandelt in diesem Zusammenhang «Visuelle Selbstdarstellung und Wohneinrichtung der dänischen Bauernschaft in der bürgerlichen Welt» und weist die Bedeutung volkskulturell-folkloristischer Versatzstücke im dänischen Irredenta-Denken besonders nach den verlorenen Kriegen gegen Preussen und Österreich nach.

In ähnlicher Weise beschäftigt sich *Katalin Sinkó* (Budapest) als Kunsthistorikerin mit dem Volkscharakter der Ungarn («Der Tschikosch als ein orientalisches Thema»), indem sie, oft ironisierend, den mitunter typischen Vorstellungen vom vermeintlich archaischen Pusztahirten und den «edlen» Räubern (Betyaren) als Nachfahren der «landnehmenden» Magyaren nachgeht. Explizit stellt sie an den Schluss ihrer engagierten Ausführungen die Frage, «aufgrund welchen Bildes vom Volk ein Volks-Kundler» seine Forschungen durchführt, und sie äussert den Verdacht, dass auch er sich von den alten Auffassungen über das Magyarentum kaum lösen wird.

Wie notwendig bei der Bildinterpretation eine fundierte Quellenkritik am Platz ist, unterstreicht die Studie von *Andreas Hartmann* (Göttingen): «Ein Bild von tanzenden Bauern. Bemerkungen zu drei Versionen einer Altenburgischen Ethnographie»; für deutsche Volkskundler/innen insofern interessant, als in Altenburg jener Friedrich Friese wirkte, der sich schon im 17./18. Jahrhundert mit den Lebensverhältnissen der dortigen Bauern und Handwerker beschäftigte, erste Fragebogenerhebungen durchführte etc. Nun, hier in Altenburg schrieb ein gewisser Karl Friedrich Kronbiegel 1793 «Über die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern» – man könnte meinen, in Anlehnung an Friedrich Friese. 1806 folgte eine zweite Auflage, in der sich der Autor von den Fehlern und Mängeln der Erstauflage distanzierte. 1839 lässt der Pastor Karl Friedrich Hempel eine dritte veränderte, sachlich erweiterte Auflage erscheinen. Es gibt also für die Frühzeit der Beschäftigung mit altenburgischem «Volks»-Leben vier Heimatbücher, deren Inhalt und Bildbeigaben in ihrem Zeitkolorit voneinander variieren und damit in der Aussage zu unterschiedlichen Wertungen führen.

Ernö Kunt (Miskolc) hat sich zum Thema «Ethno-Graphie/Foto-Graphie» geäußert, damit von vornherein den engen Zusammenhang beider Begrifflichkeiten hervorhebend. Wenn Kunt die Beziehungen der ungarischen Bauern zur Fotografie und umgekehrt als exemplarisch behandelt, so gelten sie letztlich überall dort, wo das moderne Bildmedium vor allem die üblichen Versatzstücke bäuerlicher Lebensweise in unterschiedlicher Weise für diverse Zwecke beeinflusst, ausnutzt und vermarktet. Der nostalgische Zug ist nur eine der vielen Möglichkeiten gegenseitiger Beziehungen bzw. Abhängigkeiten.

Alfred Messerli (Zürich) handelt über Formen des gesellschaftlichen Konflikts beim Versuch, «die Schaulust zu regulieren», als man sich um 1920 in der Gemeinde Oerlikon bei Zürich darum stritt, dort einen zweiten Kinematographen zu installieren. Die Obrigkeit führte die angeblich durch Kinobesuch angewachsene Kriminalität gegen das Aufstellen einer weiteren Apparatur ins Feld. Messerli verweist demgegenüber darauf, dass es auf die Dauer nicht möglich war, insbesondere Jugendliche von den Lichtspieltheatern fernzuhalten. Argumente für und wider den Film sind zahlreich, aber zeitlos bleibt die elementare Feststellung von Messerli: «Die Medien kommen und gehen, die Argumente, die gegen ihre angebliche Schädlichkeit angeführt werden, bleiben sich gleich.»

Was Alfred Messerli für Film, Kino und Gesellschaft der zwanziger Jahre letztlich nur andeuten konnte, beschreibt *Claus-Dieter Rath* (Berlin) ausführlicher am Gegenwartsbeispiel: «Bäuerliches Leben im Fernsehen – Fernsehen im bäuerlichen Leben». Wesentlich ist hier die Betrachtung des Themas unter dem Doppelaspekt «Bauern als Objekt» und

«Bauern als Publikum». Für den Volkskundler beachtenswert sind in diesem Beitrag u.a. Angaben aus der Sozialforschung, wonach den «Bauern» eine visuelle Sensibilität eignet, die helfen kann, gewisse agrartechnische Verbesserungen durchzuführen u.a.m. Doch kann Fernsehen bekanntlich in gleicher Weise missbraucht werden. «Der Fernseher», so schliesst Rath, «dient nicht mehr allein dem Fernsehen». Das gleicht zwar einem Pauschalurteil, lässt sich aber mit einer gewissen Berechtigung auf den gesamten visuellen Bereich anwenden: Gerade in ihrer Massenwirksamkeit haben Bilder ihre – nicht zuletzt manipulativen – Funktionen, positiv und negativ. Diesen Umstand sollte die volkskundliche Bildforschung stärker als bisher beachten. In diesem Sinne sei schliesslich auf den Beitrag von *Ingeborg Weber-Kellermann* (Marburg) verwiesen: «Kultur der Landleute und ihre museale Darstellung», die auf die Einbeziehung des grossen «sozialen Bezugsfeldes» volkskundlicher Untersuchungen überhaupt eingeht und völlig zu Recht eine stärkere Blickrichtung der Museologie (Museum als visuelles Medium) auf diese Zusammenhänge fordert.

Man darf die III. Tagung der SIEF-Kommission «Bildforschung» als Fortschritt im Erkenntnis- und Selbsterkenntnisprozess der Volkskunde einschätzen. Um so bedauernder, dass der vorliegende Tagungsband höchst ungenügend lektoriert wurde. Die zahlreichen orthographischen und grammatikalischen Fehler erschweren nicht nur die Lesbarkeit der Aufsätze generell, sondern führen auch manchmal zu regelrechten Sinnentstellungen.

Sigrid Jacobeit